

Eugenio Coseriu

Wilhelm von Humboldt

Die deutsche Sprachphilosophie von Herder bis Humboldt

Teil III

Vorlesung WS 1988/89

Nachgeschrieben von Christian Dern und Heinrich Weber,

bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Weber

Tübingen, im März 1994

(neu formatiert im November 2009)

VORBEMERKUNG

Diese Vorlesung ist die letzte in einer Reihe von drei Vorlesungen, die E. Coseriu im WS 1985/86, im WS 1987/88 und im WS 1988/89 zur deutschen Sprachphilosophie gehalten hat. Die erste Vorlesung trug den Titel "Die deutsche Sprachphilosophie von Herder bis Humboldt" und behandelte Herder, Hamann, Fichte und die Brüder Schlegel. Die zweite Vorlesung trug den gleichen Titel mit dem Zusatz "II" und behandelte sehr ausführlich Schleiermacher und nur kurz Hegel. Die vorliegende Vorlesung ist ausschließlich Humboldt gewidmet.

Der Text beruht auf den Tonbandmitschnitten der Vorlesung. Diese wurden insoweit bearbeitet, als es für die Umsetzung der gesprochenen Sprache in die Schriftform erforderlich war. Die Nachschrift der Bänder wurde zum Teil von Christian Dern, zum größeren Teil vom Herausgeber vorgenommen. Die Zwischenüberschriften stammen vom Herausgeber. Die Literaturangaben und Zitate wurden so weit wie möglich überprüft.

Mit dieser Nachschrift liegen die Vorlesungen des letzten Vorlesungszyklus von E. Coseriu zur Sprachphilosophie vollständig vor. Sie sind in dieser Form nicht für die Publikation bestimmt. In erster Linie dienen sie dazu, dem Herausgeber selbst und anderen Interessierten die Gedanken Coserius zu diesem Thema zugänglich zu machen. Der Text liegt als Computerfassung und als kopierfähiger Ausdruck vor.

Tübingen, 12. März 1994

H.W.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einführung in das Studium Humboldts	1
1.1.	Motivation und Plan der Vorlesung	1
1.2.	Hinweise auf wichtige Literatur	1
1.3.	Allgemeine Charakteristik Humboldts	2
1.3.1.	Humboldts Sonderstellung	2
1.3.2.	Humboldts anthropologisches Prinzip	3
1.3.3.	Humboldts Klassizität	4
1.3.4.	Humboldts Lebensstil	4
1.3.5.	Der Sprachwissenschaftler als Sprachphilosoph	5
1.3.6.	Die anthropologische Idee	6
1.3.7.	Die "Wiederentdeckung" Humboldts	7
1.3.8.	Die vier Teilaspekte der Sprachauffassung Humboldts	9
1.3.9.	Die notwendige Korrektur des Humboldtbildes	10
1.4.	Instrumentale Information	11
1.5.	Zum Leben Wilhelm von Humboldts	15
1.6.	Humboldts Schriften	16
1.6.1.	Eigene Publikationen Humboldts	16
1.6.2.	"Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus"	17
1.6.3.	"Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues"	19
1.6.4.	Kleinere Schriften	19
1.6.5.	Steinhals Humboldtausgabe	21
1.7.	Zu Humboldts Text- und Denkstil	23
1.8.	Methode der Humboldt-Interpretation	24
2.	"Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation" (1812)	25
2.1.	Die Hauptzüge der Anthropologie Humboldts	25
2.1.1.	Der Mensch in der Idee und in der Geschichte	25
2.1.2.	Die progressive Realisierung der idealen Menschheit	26
2.1.3.	Die Formativität (Gestaltungsfähigkeit) des Menschen	27
2.1.4.	Die Aufgabe der philosophischen Anthropologie	28
2.1.5.	Die Stellung der Sprache in Humboldts Philosophie	28

2.2.	Humboldts Sprachauffassung in der "Ankündigung"	31
2.2.1.	Das Menschengeschlecht als gegliederte Mannigfaltigkeit von Nationen und Rassen	31
2.2.2.	Die Motivation des Sprachstudiums	32
2.2.3.	Die Idee der Sprache als Organismus	32
2.2.4.	Störender "Nebel des Gebirgs" bei Humboldt	34
2.2.5.	Implikationen der Organismusidee: Energeia und Weltbild	35
2.2.6.	"Vermittlung" als Wesen der Sprache	36
2.2.7.	Die Vermittlung von Wort und Sache	39
2.2.8.	Die Vermittlung zwischen Ich und Du	40
2.2.9.	Die Dimension der Alterität	42
2.2.10.	Das Problem des Verstehens	43
2.2.11.	Sprache und Nation	43
3.	"Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus"	46
3.1.	Allgemeines	46
3.2.	Wiederaufnahme von Ideen der "Ankündigung"	46
3.3.	Neue Ideen im "Sprachtypus"	48
3.3.1.	Zur Idee vom Weltbild	48
3.3.2.	Zur Energeia-Idee	49
3.3.3.	Die Sprache als Dasein des Geistes	50
4.	"Über das vergleichende Sprachstudium" (1820)	52
4.1.	Allgemeines	52
4.2.	Programm und Rechtfertigung des Sprachstudiums	52
4.2.1.	Der Wert des Sprachstudiums	52
4.2.2.	Das Sprachstudium für sich selbst	54
4.2.3.	Das philologische Sprachstudium	55
4.2.4.	Weitere im "Sprachstudium" behandelte Probleme	56
4.3.	Zum Ursprung der Sprache	58
4.3.1.	Vorbemerkung	58
4.3.2.	Der Ursprung der Sprache als Sprachfähigkeit	58
4.3.3.	Die intuitive Erfassung der Sprachidee	60
4.3.4.	Der Ursprung einer Einzelsprache in der Zeit	63
4.3.5.	Der ständige Ursprung einer Einzelsprache	64
4.3.6.	Sprache und menschliche Natur	65
4.3.7.	Der Ursprung der Sprachfähigkeit in der Zeit	66
4.4.	Bildung und Ausbildung der Sprachen	67
4.4.1.	Die Unterscheidung Humboldts	67
4.4.2.	Konkretisierung der Unterscheidung: Typus, System und Norm	69

4.5.	Die Idee der Form und die Vollkommenheit der Sprachen	70
4.5.1.	Der relationale Formbegriff	70
4.5.2.	Vollkommenheit als Einheit von Stoff und Form	71
4.5.3.	Sprachtypologie	72
4.5.4.	Vollkommenheit als Kohärenz der Gestaltung	74
5.	"Über das Entstehen der grammatischen Formen" (1822)	75
5.1.	Der Begriff der grammatischen Form	75
5.1.1.	Bedeutung des Begriffs	75
5.1.2.	Zur Vorgeschichte des Begriffs	75
5.1.3.	Zur Widersprüchlichkeit der Fragestellung Humboldts	77
5.1.4.	Sprachtypologie und Sprachidee	78
5.1.5.	Vollkommenheit als Kohärenz der Strukturierung	80
5.2.	Die Grammatik als eigentliche Form der Sprache	81
5.2.1.	Grammatik als neuer Gegenstand der Sprachphilosophie	81
5.2.2.	"Bezeichnung" und "Andeutung"	82
5.2.3.	Das Prinzip der Immanenz	83
5.2.4.	Die Methode der wörtlichen Übersetzung	84
5.2.5.	Die Sprache als bildendes Organ des Denkens	85
5.3.	Die Entwicklung der Sprachen zur Sprachidee	86
5.3.1.	Allgemeines	86
5.3.2.	Der wahre Begriff der grammatischen Form	87
5.3.3.	Entwicklungsstufen der Sprachen	87
5.3.4.	Innere Kohärenz eines Sprachsystems vs. Streben nach Flexion	88
5.3.5.	Die Ästhetik der Einheit von Stoff und Form	89
5.3.6.	Zusammenfassung	90
5.4.	Humboldts "Genie" zwischen Intuition und Reflexion	90
5.4.1.	Steinthals Humboldt-Interpretation	90
5.4.2.	Das traditionelle Vorurteil: Die Flexion als Vollkommenheitsideal	92
5.4.3.	Humboldts ästhetische Sprachauffassung	93
6.	"Ueber den Nationalcharakter der Sprachen" (um 1822)	94
6.1.	Das Problem der Sprache als Vermittlung	94
6.2.	Sprache und Kunst	95
6.2.1.	Die Auffassung Humboldts	95
6.2.2.	Sprache und Fachsprache	96
6.2.3.	Croces Sprachauffassung: Sprache ist Kunst	97
6.2.4.	Kritik der Sprachauffassung Croces	98

7.	"Ueber den Dualis" (1827)	99
7.1.	Zur Verschiedenheit der Sprachen	99
7.2.	Das Problem der Intersubjektivität der Sprache	100
7.2.1.	Die doppelte Funktion der Sprache	100
7.2.2.	Subjektivität und Objektivität	100
7.2.3.	Person und Nicht-Person	102
8.	"Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues" (1827-1829)	103
8.1.	Allgemeines	103
8.2.	Die Sprachen als Individuen	104
8.3.	Die Sprache als bildendes Organ des Denkens	105
8.3.1.	Die Formulierungen Humboldts	105
8.3.2.	Vorsprachliches, sprachliches und reflexives Denken	107
8.3.3.	Zur Abhängigkeit des Denkens von der Sprache	109
8.4.	Die Alterität des Denkens	111
9.	"Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" (1830-1835)	114
9.1.	Allgemeines	114
9.2.	Der Begriff der "inneren Form"	115
9.2.1.	Zurückweisung falscher Interpretationen	115
9.2.2.	Form und Stoff	115
9.2.3.	Die Stufen von Form und Stoff	116
9.2.4.	Humboldts Begriff der "charakteristischen Form"	118
9.2.5.	Innere und äußere Form	119
9.2.6.	Humboldt als Wegbereiter der Phonologie	120
9.2.7.	Die innere Form und das Bezeichnete	121
9.3.	Die Sprache als <i>energeia</i>	124
9.3.1.	Allgemeines	124
9.3.2.	Der Begriff <i>energeia</i> im "Sprachbau"	125
9.3.3.	Der aristotelische <i>energeia</i> -Begriff	126
9.3.4.	Die Erzeugung von Sprache	127
10.	Zur Kohärenz im Denken Humboldts	129
	Literaturverzeichnis	132

1. Einführung in das Studium Humboldts

1.1. Motivation und Plan der Vorlesung

[31.10.88] - Das ist mein letztes Wintersemester in Tübingen, offiziell wenigstens, und deshalb habe ich mir zum ersten Mal vorgenommen, eine ganze Vorlesung Wilhelm von Humboldt zu widmen. Wir haben uns eigentlich immer wieder mit Humboldt beschäftigt, in Seminaren und in Teilen von Vorlesungen zur Sprachphilosophie, wir haben aber bisher noch nie ein ganzes Semester Humboldt widmen können. Eigentlich waren aber alle unseren Vorlesungen direkt oder indirekt auf Humboldt bezogen, so daß meine Sprachauffassung bisweilen als "Humboldtianischer Strukturalismus" eingestuft wurde, was auch immer das bedeuten mag. Wir haben uns viel früher mit Humboldt beschäftigt als andere, schon zu einer Zeit, als Humboldt noch nicht Mode geworden war.

Wir möchten dieser Vorlesung so weit wie möglich hermeneutischen Charakter verleihen, d.h. gewisse Grundtexte in der Vorlesung tatsächlich interpretieren. Deshalb schlage ich vor, daß sich alle Interessierten die wichtigsten Texte ansehen, um die es in dieser Vorlesung geht.

1.2. Hinweise auf wichtige Literatur

So gut wie alle wirklich wichtigen Texte von Humboldt zur Sprache finden sich in der folgenden Ausgabe:

Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden, Band III, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1965.

Einige "Kleine Schriften zur Sprachphilosophie" wurden im 1981 erschienenen Band V derselben Ausgabe hinzugefügt. Für uns sind zwei kleine Schriften wichtig, weil sie zu den ersten Äußerungen Humboldts zu diesem Thema gehören:

1. "Über Denken und Sprechen": Der Titel stammt vom Herausgeber Leitzmann. Die Schrift hat nur vier Manuskriptseiten; sie ist undatiert, wird aber aufgrund der Wasserzeichen im Papier den Jahren 1795/96 zugeschrieben.

2. Die erste veröffentlichte Schrift Humboldts zur Sprache, nämlich die "Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation" (1812). Sie ist zugleich eine Art Programm der Sprachphilosophie und der allgemeinen Sprachwissenschaft.

Mit einer Ausnahme, auf die ich zurückkomme, haben wir hier alles, was uns interessiert. Neben dieser Werkausgabe gibt es aber auch nützliche kleinere Anthologien:

W. von Humboldt: Schriften zur Sprache, hrsg. von Michael Böhler. Stuttgart: Reclam-Bibl.

Diese kleine Anthologie enthält ebenfalls "Über Denken und Sprechen". Eine andere besonders empfehlenswerte Anthologie ist die von Jürgen Trabant:

W. von Humboldt: Ausgewählte Schriften über die Sprache. Hrsg. von J. Trabant. München: dtv 1985.

Die Sammlung enthält besonders wichtige Kommentare und Interpretationen. Trabant ist zusammen mit einem anderen Tübinger, Tilmann Borsche, der wichtigste Kommentator Humboldts in letzter Zeit. Die beiden wichtigeren Neuerscheinungen sind von diesen beiden Autoren:

Tilmann Borsche: Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts. Stuttgart 1981 (Tübinger Dissertation)

Jürgen Trabant: Apeliotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprachbild. München 1986.

Wir empfehlen beide Werke. "Apeliotes" ist der Name eines Windes. Trabant versucht auch eine Interpretation des Menschen Humboldt, der für viele immer noch ein Rätsel ist.

1.3. Allgemeine Charakteristik Humboldts

1.3.1. Humboldts Sonderstellung

Wir kommen jetzt zu Humboldt selbst. Ich wiederhole eine Einführung in das Studium Humboldts, die ich schon vor Jahren im Rahmen einer umfassenderen Darstellung geschrieben habe. Sie betrifft die Geschichte der Sprachphilosophie, in der wir Humboldt nach Schleiermacher, Hegel und Schelling betrachtet haben.

Kommt man von diesen Autoren her, so führt uns Humboldt in eine andere Welt. Humboldt ist kein Professor und kein Dichter von Beruf. An die Stelle der universitären systematischen, organisch entwickelten und gegliederten Philosophie tritt bei ihm die unsystematische, mehr

oder weniger okkasionelle und trotzdem im Grunde einheitliche Denkweise ein. Es wurde sogar gesagt, Humboldt sei überhaupt kein Philosoph gewesen, und deshalb habe er an der Sprache Aspekte sehen und hervorheben können, die den Philosophen selbst entgangen waren. Dies stimmt auch in gewisser Hinsicht, wenn man unter einem Philosophen einen Denker versteht, der sich mit dem gesamten Feld der Philosophie beschäftigt und sich bemüht, auf alle philosophischen Fragen - von den erkenntnistheoretischen bis zu den ethischen und naturphilosophischen - systematisch und folgerichtig zu antworten. Er ist aber durchaus ein Philosoph, wenn man unter einem Philosophen einen Denker versteht, der die empirische Verschiedenheit der Gegenstände seines Denkens bzw. ihrer empirisch-wissenschaftlichen Behandlung explizit oder implizit auf Prinzipien bzw. auf ein Prinzip zurückführt. In der ganzen Denktätigkeit Humboldts ist ein solches Prinzip identifizierbar. Dies ist sehr wichtig, wurde aber von sprachwissenschaftlicher Seite selten gesehen.

1.3.2. Humboldts anthropologisches Prinzip

Das Prinzip des Humboldtschen Denkens könnte man das anthropologische Prinzip nennen. Der ideelle einheitliche Gegenstand, auf den Humboldt die empirischen Gegenstände seiner Forschung zurückführt, ist die "Menschlichkeit", der "Geist der Menschheit", d.h. das spezifisch menschliche in den menschlichen Tätigkeiten. Dabei ist es gleichgültig, welches der okkasionelle Gegenstand der Forschung ist. In jedem Fall ist es das Prinzip und das Ziel der Forschung, sei es in der Politikwissenschaft oder in der politischen Philosophie, sei es in der Ästhetik oder in der Sprachwissenschaft im engeren Sinne. Dieser Geist der Menschheit ist zugleich das Ziel und das Prinzip, die gestaltende "innere Form" - schon ein Begriff von Humboldt - der spezifisch menschlichen Tätigkeiten und zugleich das Ziel und das gestaltende Prinzip. Sie ist sogar das eigentliche Objekt der Erforschung dieser Tätigkeiten. Auch bei der Erforschung von empirischen Gegebenheiten, die auf den ersten Blick als vereinzelt, als nicht zusammenhängend erscheinen, ist es in hermeneutischer Hinsicht faszinierend, bei Humboldt immer wieder dieses Prinzip zu entdecken. Auch wenn er anscheinend bei Einzelheiten verweilt, z.B. bei Aspekten der Buchstabenschrift oder der Bedeutung einer Verbalform im Sanskrit, steht das anthropologische Prinzip im Hintergrund. In dieser Hinsicht ist Humboldt von Hegel gar nicht so weit entfernt, wie er selbst und wahrscheinlich auch Hegel glaubten. Humboldt sucht das Universelle im Konkreten, in den kleinsten Einzelfakten.

Humboldt ist also kein Philosoph im allgemeineren Sinne, aber er ist ein Philosoph wegen der Zurückführung der ganzen Tätigkeit auf Prinzipien, insbesondere auf das anthropologische Prinzip.

1.3.3. Humboldts Klassizität

Zum zweiten ist Humboldt in einer weitgehend romantischen, man möchte sagen dionysischen Zeit ein klassischer, ein apollinischer Geist, auch wenn er nicht nur Bekanntes systematisiert, sondern auch viel Neues entdeckt. Er ist es deshalb, weil auch seine Entdeckungen ihren Platz in einem schon voraus gegebenen ideellen Rahmen finden. Nicht zuletzt deswegen ist Humboldt anders als Schelling oder Schlegel. Mit Schiller und Goethe, mit denen er auch persönlich befreundet war, ist er einer der Hauptvertreter und einer der großen Kräfte der deutschen Klassik. Trotzdem besteht sein Werk - und das ist das Widersprüchliche am Schriftsteller, Denker, vielleicht auch am Menschen - vor allem aus unvollendeten Schriften, aus geplanten, aber nicht ausgeführten Arbeiten, aus Entwürfen und Projekten, aus begonnenen und unterbrochenen Schriften. Andererseits schreibt dieser Klassiker auf eine eigentümliche Weise. Vor allem wenn es um Ideen geht, ist seine Schreibweise von einer solchen Art, daß sogar Kant, dem man ein gewisses Verständnis nicht gut absprechen kann, Schwierigkeiten beim Verstehen hatte.

1.3.4. Humboldts Lebensstil

Auch das Leben Humboldts ist anders als das der Vertreter der deutschen Bewegung bzw. der "Romantik", die weitgehend auch Klassik ist. Humboldt ist kein Professor oder Schriftsteller von Beruf. Er hat keine Schule besucht, sondern privat zuhause gelernt. Besucht hat er nur die Universität, und auch diese nur kurz. Er hat keinen Studienabschluß. Er ist ein großer Herr, ein hoher Adelige, der in materieller Hinsicht von niemand abhängt. Er braucht nicht so streng zu arbeiten wie z.B. Hegel, um leben zu können. Er kann sich immer wieder auf eines seiner Landgüter zurückziehen. Er ist ein hoher Staatsbeamter, der als Vertreter seines Landes an wichtigen Ereignissen seiner Zeit teilnimmt und gewisse dieser Ereignisse im politischen wie im kulturellen Bereich zum Teil mitbestimmt. So ist er z.B. Vertreter Preußens auf dem Wiener Kongreß. Zugleich ist er Privatgelehrter, der bisweilen auch ein Gedicht verfaßt und der viel mehr schreibt als er veröffentlicht. Er reist viel vor und während seiner Beamtenzeit und lebt verhältnismäßig lange im Ausland. Im In- und Ausland hat er Kontakte zu vielen großen Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten, von der Philosophie und Dichtung bis zur Politik und Gelehrsamkeit.

1.3.5. Der Sprachwissenschaftler als Sprachphilosoph

In der Sprachphilosophie insbesondere ist er der Techniker gerade auf dem Gebiet der Sprachen und der Sprachwissenschaft. Er kennt sehr viele Sprachen verhältnismäßig gut, wenn auch nicht alle im gleichen Ausmaß. Er beschäftigt sich mit noch mehr Sprachen, und auch mit solchen, die vorher in Deutschland so gut wie unbekannt waren, z.B. mit dem Baskischen, mit den Eingeborensprachen Amerikas, mit den Sprachen der indonesischen Sprachgruppe. Für letztere gilt er in Deutschland sogar als der Begründer der entsprechenden Zweige der Sprachwissenschaft. Sein größtes Werk, zu dem das wichtigste theoretische Werk als Einführung gehört, betrifft eine indonesische Sprache, das Kawi. Deswegen wird dieses Werk oft als Kawi-Werk bezeichnet. Termini und Begriffe der Sprachtypologie gehen auf ihn zurück oder wurden wenigstens durch ihn verbreitet. Humboldt kann auch als Begründer der analytischen funktionellen Sprachwissenschaft angesehen werden. Der Begründer der Prager Schule, Mathesius, hat in Humboldt sogar den Begründer der sog. statischen Sprachwissenschaft gesehen, womit er die synchronische Sprachwissenschaft meinte, d.h. die analytische, die systematisch-beschreibende oder hermeneutische Sprachwissenschaft. Das ist nicht unwichtig, obwohl man es meist nicht weiß. In letzter Zeit ist diese Auffassung kritisiert worden, jedoch ohne genaues Verständnis der Formulierung von Mathesius. Mathesius meinte "statisch" nicht im Gegensatz zu "dynamisch", sondern zu "diachronisch", d.h. im Gegensatz zur rein historischen Sprachbetrachtung.

Humboldt ist also - wie gesagt - der Sprachwissenschaftler, der Fachmann unter den Sprachphilosophen. Er ist Sprachwissenschaftler und Sprachphilosoph zugleich, noch besser: Sprachwissenschaftler als Sprachphilosoph, eine Charakterisierung, die wir noch zu begründen haben werden. Dies ist nun, genau betrachtet, ein Novum und etwas Einmaliges in der Sprachphilosophie. Neben Aristoteles und Hegel ist Humboldt meines Erachtens einer der größten Sprachphilosophen überhaupt, aber er ist der einzige Sprachwissenschaftler unter den Sprachphilosophen und vielleicht auch deshalb der einzige Sprachphilosoph unter den Sprachwissenschaftlern, die normalerweise philosophisch nicht besonders begabt sind.

Humboldt ist Sprachwissenschaftler in einem ganz bestimmten Sinne. Heute gilt Humboldt zwar in gewissen Kreisen vor allem oder ausschließlich als Sprachwissenschaftler. Dies ist aber nicht der Fall, denn Humboldt ist nicht Sprachwissenschaftler allein. Er vertritt die Meinung, daß es keine eigentliche Wissenschaft von der Sprache gibt, sondern nur Sprachstudium, und über das Sprachstudium will er zum Menschen gelangen und zugleich zur Bildung des Menschen in Richtung auf die echte, ideelle Menschheit. Die Sprache ist zwar für Humboldt sehr wichtig, sie ist sogar der Hauptgegenstand seiner Forschungen in den letzten Jahren seines Lebens. Sie ist aber nur ein Schlüssel zum Menschen, so daß man Humboldt überhaupt nicht verstehen kann, wenn man ihn nur als Sprachwissenschaftler betrachtet.

Obwohl die Sprache sehr wichtig für Humboldt ist, kommt er in seiner öffentlichen Tätigkeit erst ziemlich spät zur Sprachwissenschaft, Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Seine erste sprachwissenschaftliche Veröffentlichung, die schon erwähnte "Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation" in Schlegels "Deutschem Museum", Bd. 2, wurde im Jahre 1812 gedruckt. Humboldt war da schon fünfundvierzig Jahre alt. Mit dieser 1812 erst angekündigten Schrift (sie ist nie als solche geschrieben worden) hängen die fünf Jahre später im Band 4 des "Mithridates" von Adelung und Vater (Berlin 1817) erschienenen Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des "Mithridates" über die kantabrische oder baskische Sprache zusammen (S. 275 bis 350). Es ist interessant zu erfahren, wie der Autor hier vorgestellt wird:

von Wihelm von Humboldt, königlich-preußischem Staatsminister, Gesandter an dem königlich-französischen Hofe und Ritter vieler hoher Orden.

Man sieht, daß Humboldt damals noch nicht als Sprachwissenschaftler auftreten konnte oder wollte: er ist der Staatsminister und der Gesandte.

Die kontinuierliche sprachwissenschaftliche und sprachphilosophische Forschung setzt noch später ein, eigentlich erst im Jahre 1820, als Humboldt 53 Jahre alt war, und dauerte ununterbrochen bis zu seinem Tode. Sein erstes veröffentlichtes sprachphilosophisches Werk ist das kleine Werk

Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung (1820).

Die Abhandlung wurde 1820 in der Berliner Akademie vorgetragen und 1822 in den Abhandlungen der historischen-philosophischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin veröffentlicht. Sieht man von den Notizen über Denken und Sprechen ab, die mehr das Denken als das Sprechen betreffen und eher einer Stellungnahme zu Fichte entsprechen, so handelt es sich in diesen Jahren um eine Entdeckung der Sprache und danach eine ausschließliche Beschäftigung mit diesem Thema. Diese Entdeckung der Sprache und die sich anschließende intensive Beschäftigung mit ihr bedarf der Erklärung.

1.3.6. Die anthropologische Idee

Die Entdeckung der Sprache erfolgte allerdings nicht so spät, wie man es aufgrund der veröffentlichten Arbeiten annehmen könnte. Die ersten Veröffentlichungen von Humboldt sind jedoch der Staatsphilosophie und der Kunsttheorie, vor allem aber der Literaturästhetik gewidmet. Wenn man auch die nicht veröffentlichten Schriften berücksichtigt, sieht man deutlicher, daß Humboldts gemeinsamer Nenner die anthropologische Idee ist. Herbert Nette

führt im Nachwort zu seiner empfehlenswerten Ausgabe von Humboldts "Sprachbau" (Darmstadt 1949) eine symptomatische Liste von Abhandlungen an, die Humboldt zwischen 1791 und 1799 verfaßt hat (Nette 1949, 371):

1791 Über die Gesetze der Entwicklung der menschlichen Kräfte

1793 Theorie der Bildung des Menschen

1794 Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur

1795 Über die männliche und weibliche Form

1795 Plan einer vergleichenden Anthropologie

1796/97 Das achtzehnte Jahrhundert

1797 Über den Geist der Menschheit

1799 Über den französischen Nationalcharakter

Wir finden also in diesen Schriften nichts über die Sprache, aber immer wieder etwas über die menschlichen Kräfte, die menschliche Bildung und ähnliches. Erst in den römischen Jahren 1802-1808 erfolgte schließlich, wie Nette mit Recht schreibt, die Konzeption der Sprache als zentrale geistige Erscheinung des Menschen als einzelner und in den Nationen. Humboldt schreibt aus Rom seinem Freund, dem berühmten Philologen F.A. Wolf:

Im Grunde ist alles, was ich treibe, [...] Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren. (16.6.1804, Gesammelte Werke 5, Berlin 1846: Reimer, 266-67)

[7.11.88] Das Sprachstudium ist bei Humboldt eine Konstante, ein Aspekt des eigentlichen anthropologischen Studiums und der anthropologischen Auffassung. Die Identität von Anthropologie und Sprachforschung kommt deutlich in dem Brief an Wolf zum Ausdruck. Wie seine älteren Schriften zeigen, stand die anthropologische Idee im Zentrum. Dies bedeutet, daß Humboldt sehr eng mit der allgemeinen anthropologischen Fragestellung bei Herder zusammenhängt und daß man Humboldts Sprachphilosophie als die Vollendung der in Deutschland von Herder begründeten anthropologischen Sprachphilosophie auffassen kann.

1.3.7. Die Wiederentdeckung Humboldts

Die anthropologische Grundlegung wird leider in manchen neueren Arbeiten über Humboldt nicht genau berücksichtigt. Ich meine damit insbesondere die Interpretationen von Linguisten, die im allgemeinen nicht den ganzen Humboldt, ja nicht einmal den ganzen Linguisten Humboldt kennen. In den letzten Jahren hat man oft von einer Entdeckung bzw.

Wiederentdeckung Humboldts gesprochen, von einer Wiederbelebung der Humboldt-Studien insbesondere durch die generative Grammatik Noam Chomskys. Chomsky habe durch seine Hinweise auf Analogien und teilweise Identitäten zwischen Transformationsgrammatik und Humboldtscher Sprachauffassung das Interesse angeregt.

Dies ist nur mit Einschränkungen richtig. Es handelt sich weder um eine Entdeckung schlechthin noch um eine Wiederbelebung der Humboldt-Studien überhaupt. Denn in anderen Kreisen, in Deutschland und im Ausland, war das Interesse an Humboldt seit Steinthal oder wenigstens seit B. Croce und K. Vossler nie eingeschlafen und brauchte darum nicht wiedererweckt zu werden. Man betrachte die Bibliographie im Humboldtband von Leonard Jost (1960). Da sieht man, daß ein kontinuierliches Interesse an Humboldt da war. Richtig ist, daß Humboldt in Linguistenkreisen entdeckt wurde, in denen er bisher nicht bekannt war, nämlich in den Kreisen, in denen die Sprachwissenschaft bis vor kurzem mit Saussure in Europa und Bloomfield in Amerika anging. Diese beiden Linguisten kannten wenigstens den Linguisten Humboldt sehr gut. Über das Verhältnis von Saussure und Humboldt gibt es einen sehr schönen Aufsatz unseres Tübinger Kollegen Christmann, und Bloomfield bezieht sich ausdrücklich und mit hohem Lob auf Humboldt. Die nordamerikanische Linguistik hatte aber Humboldt wieder vergessen, obwohl ihr Deskriptivismus teilweise auf seine Anregungen zurückgeht.

Die wirkliche Wende war in Nordamerika mit Boas eingetreten und mit dem Studium der Indianersprachen, und Boas war ein Humboldtianer. Das Prinzip der Immanenz in der Analyse der Sprachen, d.h. das Prinzip, die Sprachen nach ihren eigenen Kategorien zu analysieren, das Boas im Vorwort des großen "Handbuchs der Indianersprachen" formuliert, geht nämlich auf Humboldt zurück. Auch noch Sapir war ein guter Kenner von Humboldt und hat auch Humboldtsche Anregungen aufgenommen. Erst später, nach der Veröffentlichung von *Language* von Bloomfield, bezieht sich die neuere Sprachwissenschaft in Nordamerika auf dieses Buch und die in diesem Buch vertretene Methode und Technik der Analyse und nicht mehr auf die ältere Tradition. Nur in dieser Hinsicht kann man von einer Wiederentdeckung von Humboldt sprechen, nämlich in den Kreisen, die ihn vergessen hatten, und man kann hoffen, daß Humboldt in den Verzeichnissen mit dem richtigen Namen erscheint, d.h. mit dem Vornamen *Wilhelm* und nicht mit dem Vornamen seines Bruders *Alexander*, des Naturforschers, wie in einigen nordamerikanischen Werken, z.B. bei "Language and culture" von Harry Hojer (1954) oder "Language and philosophy" von Sydney Hook (1969). Nicht selten ist es bei Humboldt der Fall, daß man die Entdeckung für sich selbst mit der Entdeckung schlechthin verwechselt. Ähnlich hat man auch von einer Entdeckung der "Grammaire générale" von Port Royal durch Chomsky gesprochen; tatsächlich hat er sie nur für sich selbst entdeckt.

Zweitens haben die Humboldt-Interpretationen, die sich auf Chomsky beziehen, auch zu einem schiefen Bild von Humboldt geführt. Es geht dabei nicht um die Analogien und Identitäten

zwischen Humboldtianismus und generativer Grammatik, z.B. zwischen "innerer Sprachform" und "Tiefenstruktur" oder zwischen "Spracherzeugung" und "generativem Prinzip", die keine Identitäten sind, sondern nur terminologische Übereinstimmungen. Zu diesem Thema kann man unseren früheren Aufsatz "Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur" (1970) lesen, der zuerst in den "Folia Linguistica" erschienen ist. Ich meine vielmehr das Gesamtbild von Humboldt. Diese Interpretationen haben zu einem Humboldt geführt, der vor allem im Bereich der Beschreibungstechnik und -methode tätig gewesen sein und Einzelaspekte der Sprachtheorie beleuchtet haben soll. Dadurch sind die Einheit von Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie bei Humboldt und der allgemeine anthropologische Rahmen verloren gegangen, d.h. das eigentliche Zentrum der Studien Humboldts. Man hat jetzt weitgehend einen Sprachwissenschaftler Humboldt bei den Linguisten und einen Sprachphilosophen Humboldt bei den Philosophen.

In Wirklichkeit gibt es sicherlich eine Analogie zwischen Chomsky und Humboldt, aber eben keine methodisch-technische und partiell-theoretische, wie sie Chomsky selbst annimmt. Die Analogie betrifft vielmehr das allgemeine anthropologische Interesse von Chomsky und die Tatsache, daß auch für Chomsky die Sprache eine spezifische und charakteristische Dimension des Menschen darstellt, wenn auch nicht wie bei Humboldt die Grunddimension des Menschlichen überhaupt.

1.3.8. Die vier Teilaspekte der Sprachauffassung Humboldts

Leider habe auch ich, sicher ohne es zu wollen, zum heutigen schiefen Bild von Humboldt im Bereich der Sprachwissenschaft beigetragen. In meiner ersten Vorlesung zur Sprachphilosophie hatte ich als Hauptmotiv von Humboldt vier Punkte angegeben. Ich meinte damit eigentlich folgende miteinander zusammenhängenden Ideen bei Humboldt:

1. Den Begriff *energeia*: Dieser Begriff, der auf Aristoteles zurückgeht, meint die Idee der Kreativität, der Sprache als schöpferischer Tätigkeit.
2. Die *Form* der Sprache: Dieser Begriff meint die Sprache als Gestaltung, mit der typisch aristotelischen Opposition zwischen Form und Stoff. "Form" und "Stoff" sind übrigens zwei korrelative Begriffe, so daß das, was Form auf der einen Betrachtungsebene ist, zum Stoff auf einer höheren Ebene wird. Die Form ist dabei das Gestaltende, der Stoff das Gestaltete. Bei sukzessiver Anwendung dieser Opposition wird schließlich die Sprache selbst zur Form für die Erfahrung des Außersprachlichen, und jede Sprache erscheint als eine bestimmte Form gegenüber anderen Sprachen. Schließlich ist jede Sprache insofern eine Form, als sie Prinzipien aufweist, nach denen sie selbst gestaltet ist bzw. wird.

3. Die Idee vom *Weltbild*: Nach dieser Idee ist die Sprache Erfassung und Konstruktion der Welt des Menschen, so daß die Welt der Sachen dem Menschen zuerst sprachlich gegeben ist.
4. Die Sprache als *Organismus*: Hier meinte ich das Systematische, die Tatsache also, daß die Sprache organisch ist, und ich wollte vor allem auf diese besondere Bedeutung auch des Terminus Organismus in der deutschen Sprachphilosophie insbesondere im Zeitalter der Romantik hinweisen: Organismus ist das Organisierte, das systematisch Gestaltete. Organismus ist nicht etwa im biologischen Sinne zu verstehen, sondern als der viel allgemeinere Begriff der Organizität schlechthin. Dies ist vor allem deshalb zu beachten, weil später Organismus als lebender Organismus interpretiert wurde, was ursprünglich überhaupt nicht gemeint war.

Diese vier Punkte wurden in die Humboldt-Interpretation aufgenommen als die getrennten wichtigen Aspekte bei Humboldt. In einer wichtigen Humboldt-Bibliographie mit dem - italienischen - Titel "Wilhelm von Humboldt in der zeitgenössischen Kultur" von der deutsch-italienischen Professorin Maria Elisabeth Conte - übrigens der besten Bibliographie zu Humboldt in den letzten Jahren - werden eben diese vier Punkte zur Charakterisierung der Sprachauffassung und -theorie von Humboldt angenommen, und zwar als getrennte Aspekte bei Humboldt ohne einen bestimmten Zusammenhang. Diese Punkte bleiben sicherlich in praktischer und didaktischer Hinsicht gültig. Sie reichen aber nicht zu einer Charakterisierung von Humboldt aus. Ich beabsichtigte damals keine Darstellung Humboldts, sondern am Ende einer Vorlesung eine Übersicht über das, was bei Humboldt zu behandeln ist. Es waren nur Hinweise auf charakteristische Aspekte, nicht Teile oder einzige Aspekte der Sprachauffassung Humboldts. Ich meinte sie als Aspekte eines Ganzen.

1.3.9. Die notwendige Korrektur des Humboldtbildes

Man muß das schiefe Bild von Humboldt korrigieren. Was den genannten Aspekten einen einheitlichen Sinn verleiht, ist die Identität von Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie sowie die Identität des einheitlichen Sprachstudiums mit der philosophischen und wissenschaftlichen Anthropologie. Die Grundidee Humboldts ist das, was wir hier die anthropologische Idee genannt haben. Diese Idee setzt die beiden Gleichsetzungen voraus:

1. Die Anthropologie ist Sprachstudium. Dies ist nicht als tatsächliche Identität gemeint. Das Sprachstudium wird vielmehr als Grundlage und Modell für jede anthropologische Forschung aufgefaßt. Die Sprache ist Schlüssel und deshalb Schema des Menschlichen überhaupt.

2. Sprachphilosophie ist zugleich Sprachwissenschaft. Anders ausgedrückt besagt dies: Es gibt keine abgeschlossene Wissenschaft von der Sprache, sondern eigentlich nur Sprachstudium. Dieses Studium ist zugleich Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft in einer unzertrennlichen Einheit.

Die vier Hauptgedanken Humboldts gelten weiterhin. Sie müssen aber als Teile eines Ganzen und als Aspekte einer einheitlichen Sprachauffassung angesehen werden. Das geistige Band ist der Geist der Menschheit. Dieser Geist der Menschheit ist innere Motivierung und Ziel der menschlichen Tätigkeiten schlechthin und auch das eigentliche Objekt und Ziel der anthropologischen Forschung. Diese Forschung ist zugleich Bildung des Menschen, hat zugleich eine pädagogische Dimension. Man bildet sich auch als Mensch weiter, indem man das Menschliche untersucht. Und für Humboldt gibt es sogar Idealbilder des Menschlichen im Bereich des Individuellen und im Bereich der historischen Gemeinschaften. Wir werden noch sehen, daß er im Bereich des Individuellen Goethe als Idealbild annehmen möchte und im kollektiven Bereich das Griechische der klassischen Zeit. Durch dieses geistige Band finden auch die vier Hauptgedanken zur Sprache ihre Einheit, und nur im anthropologischen Rahmen dürfen sie verstanden werden.

1.4. Instrumentale Information

Nach dieser Einführung komme ich zur instrumentalen Information. Unter den Beiträgen, die in der Bibliographie von Elisabeth Conti aufgeführt werden, sind einige besonders wichtig. Auf sie möchte ich im folgenden hinweisen:

Cassirer, Ernst (1954): Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1. 2. Aufl. Oxford.

Dieser erste Teil betrifft die Sprache. Humboldt wird in Kap. 1.5 behandelt. Insbesondere ist diese knappe Darstellung wegen der Darstellung der historischen Zusammenhänge mit Kant, Schelling, Herder und Leibniz wichtig.

Schweppenhäuser, Hermann (1958): Sprachphilosophie. In: Fischer-Lexikon Bd. 11: Philosophie. Frankfurt.

Bumann, Waltraud (1967): Sprachphilosophie. Fischer-Lexikon Bd. 11, Philosophie. Neuausgabe. Frankfurt.

In beiden Ausgaben finden wir eine kurze Interpretation von Humboldt. Frau Bumann ist eine gute Kennerin vor allem des Sprachwissenschaftlers und Sprachtheoretikers Humboldt. Sie kommt zu Humboldt über Steinthal, über den sie ein Buch geschrieben hat. Bumann gibt eine eher sprachwissenschaftliche Interpretation, die weitgehend auf Steinthal zurückgeht. In der

älteren Ausgabe behandelt Schweppenhäuser die Sprachphilosophie von Humboldt. Auch in diesem zwar partialisierenden, aber gleichwohl wichtigen Aufsatz geht der Autor auf eine besondere Idee ein, nämlich auf die Idee der Vermittlung. Die Sprache werde bei Humboldt aufgefaßt zum einen als Vermittlung zwischen der unendlichen und der endlichen Natur, zum anderen als Vermittlung zwischen dem einen und dem anderen Individuum. Dies ist die Grundidee in den Interpretationen von Liebrucks und von Heintel. Sie wurde von Scheppenhäuser aufgenommen. Wichtig ist meines Erachtens auch die folgende Interpretation:

Giel, Klaus (1967): "Die Sprache im Denken Wilhelm von Humboldts". Zeitschrift für Pädagogik 13 (1967), 201-219.

Giel ist einer der beiden Herausgeber der bereits erwähnten fünfbändigen Ausgabe. In seinem Aufsatz hebt er die Idee der Bildung hervor. Es handelt sich sicherlich um eine einseitige Interpretation, nämlich eine solche von den schöpferischen Kräften des Menschen her. Ich halte sie aber vor allem deshalb für wichtig, weil sie sich gegen die vulgäre traditionelle These über Humboldt wendet, nämlich die These, daß der "Volksgeistmythos" das Hauptmotiv der Sprachphilosophie Humboldts sei. Dieser Mythos gehört auch zum schiefen Bild von Humboldt in der Sprachwissenschaft.

[8.11.88] Das folgende Buch sagt im Untertitel, worum es dem Verfasser geht. Es ist wichtig, weil es die ununterbrochene Humboldt-Tradition wenigstens in den deutschsprachigen Ländern herausarbeitet:

Jost, Leonhard (1960): Sprache als Werk und wirkende Kraft. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der energetischen Sprachauffassung seit Wilhelm von Humboldt. Bern.

Bei den folgenden Texten geht es um Interpretationen der Sprachphilosophie von Humboldt, die gleichzeitig die eigene Sprachphilosophie der Autoren widerspiegeln:

Liebrucks, Bruno (1965): Sprache und Bewußtsein. 2. Band: Sprache. Wilhelm von Humboldt. Frankfurt.

Heintel, Erich (1972): Einführung in die Sprachphilosophie. Darmstadt.

Das 5. Kapitel Heintels handelt von "Wilhelm von Humboldt: Die Dreistrahligkeit der semantischen Relation". Mit dieser Formel von Liebrucks ist gemeint, daß die Sprache Vermittlung ist zwischen dem Ich und der Welt einerseits und dem Ich und dem Du andererseits. Die Dreistrahligkeit bezieht sich auf Ich, Du und Welt. Damit ist auch das Grundproblem der Sprache angesprochen, nämlich ihre Bidimensionalität, d.h. ihre objektive Dimension als Erfassung der Welt oder des Seins und ihre intersubjektive Dimension der Alterität, wie ich sie nenne, d.h. des Miteinanderseins der Menschen.

Weiterhin ist der folgende ältere Beitrag zu nennen, einer der wichtigsten Beiträge von denen, die die Vorgeschichte der Auffassung Humboldts verfolgen.

Christmann, Hans Helmut (1967): Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache. Wiesbaden.

Es geht um die Wegbereiter der Weltbild-These in der Aufklärung, gerade auch in der italienischen, sowie bei Michaelis und bei Herder.

Zwei Aufsätze betreffen die Analogien zwischen der Humboldtschen Fragestellung und der Fragestellung der generativen Transformationsgrammatik:

Chomsky, Noam (1964): Current issues in linguistic theory. Den Haag: Mouton.

Coseriu, Eugenio (1970: "Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur". In: Folia Linguistica 4 (1970), 53-63.

Die folgenden drei zusammenhängenden Titel betreffen die These vom Weltbild und die sogenannte Relativitätstheorie, nach der die Erkenntnis der Welt als Erkenntnis innerhalb der Einzelsprache verstanden wird. Hier ist in erster Linie Benjamin Lee Whorf zu nennen:

Whorf, Benjamin Lee (1956/1963): Language, Thought, and Reality. Selected writings, ed. by J.B. Carroll. Cambridge, Mass.: MIT Press u.a. [deutsch 1963: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt].

Sein Ansatz geht davon aus, daß die Sprache als Determination des Denkens und implizite Philosophie verstanden werden muß, so daß die Sprache nicht nur Metaphysik und Wissenschaft ist, sondern auch das Verhalten des Einzelnen bestimmt. Diese These wird in dieser Form auch Humboldt zugeschrieben. Ich habe mehrmals versucht zu zeigen, daß Humboldt dies nicht so verstanden hat: man denkt zwar in einer bestimmten Sprache, auf der anderen Seite ist diese Sprache aber auch Schlüssel zu allen anderen. Hier kommt die Dimension des Universalismus zum Tragen. Man kann sagen, daß es für Humboldt in gleicher Weise sinnvoll sei zu behaupten, daß jedes Individuum eine besondere Sprache spricht und daß alle Individuen die gleiche Sprache sprechen. D.h. alle Sprachen entsprechen der gleichen Sprachidee entsprechen und haben somit die gleiche Aufgabe. Mit dieser Frage befassen sich auch:

Brown, Roger L. (1967): Wilhelm von Humboldts conception of linguistic relativity. Den Haag.

Miller, Robert L. (1968): The linguistic relativity principle and Humboldtian ethnolinguistics. Den Haag: Mouton.

Penn, Julia M. (1972): Linguistic Relativity versus Innate Ideas. The Origins of the Sapir-Whorf Hypothesis in German Thought. The Hague/Paris: Mouton.

Das Buch von Miller betrifft mehr Weisgerber als Humboldt. Das letztgenannte Buch betrifft in erster Linie die Sapir-Whorf-Hypothese in doppelter historischer Perspektive: von Humboldt bis heute und - rückblickend - von Humboldt bis Platon.

Zur Verhältnis von Sprache und Bildung ist der folgende Aufsatz hervorzuheben:

Menze, Clemens (1963): "Sprache, Verstehen, Antworten als anthropologische Grundphänomene in der Sprachphilosophie Humboldts". In: Pädagogische Rundschau 17 (1963), 475-489.

Menzes Beitrag steht zusammen mit anderen Beiträgen zu Sprache und Bildung, die insbesondere das sprachliche Ich-Du-Verhältnis behandeln. Der erste Aufsatz bietet eine der scharfsinnigsten Interpretationen der Auffassung Humboldts.

Mit der Problematik der Vermittlung hängt die Interpretation des Liebrucks-Schülers Josef Simon zusammen:

Simon, Josef (1971): Philosophie und linguistische Theorie. Berlin.

Das letzte Kapitel "Humboldts Alternative" bietet eine ausgezeichnete Interpretation von Humboldts Auffassung der Einzelsprachlichkeit. Simon verwirft die engere Interpretation der Relativität. Er zeigt, wie die Idee der Einzelsprachlichkeit zugleich die Universalität mit enthält, während die Einzelsprachlichkeit stets die Realisierung der Universalität in der Geschichte betrifft.

Für die Geschichte der Humboldt-Interpretation vor allem in den Vereinigten Staaten sind Beiträge von Viertel wichtig:

Viertel, J: "Concepts of language underlying the 18th century controversy about the origin of language. MSL 19 (1966) (Georgetown-University).

Viertel versucht, Humboldt historisch zu interpretieren und ihn - vielleicht mehr als annehmbar - auf Herder und Chr. Wolff zurückzuführen. Zu erwähnen ist weiterhin ein Aufsatz zur Varietät der Sprache im Denken Humboldts, der 1973 in "Lingua e stile" publiziert worden ist. Angekündigt ist ein Buch mit dem Titel "The Linguistic Theories of Humboldt". Das Buch ist aber meines Wissens nicht erschienen. Viertel ist der Humboldt- Informant von Chomsky und schon deshalb wichtig.

In dem folgenden Aufsatz zeige ich selbst an einem Aspekt der humboldtschen Sprachauffassung, der Typologie, wie bei einer Interpretation von Humboldt das völlig verzerrte Bild entstehen konnte, Humboldt habe Sprachen klassifiziert:

Coseriu, Eugenio (1972): Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung. Höhle, J., ed.: Beiträge zur vergl. Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais, Tübingen: Niemeyer, 107-135.

Zu ergänzen sind noch Titel, die in der Bibliographie von Conte nicht erscheinen:

Bollnow, Otto Friedrich (1938): "Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie". Zeitschrift für deutsche Bildung 14 (1938), 102-112.

Dieser Aufsatz betrifft insbesondere das Verhältnis von Sprache und Denken. Er geht von der berühmten Formel Humboldts aus, daß die Sprache das bildende Organ des Gedanken ist.

Steinthal, Heymann (1888) Der Ursprung der Sprache Im Zusammenhang mit den letzten Fragen des Wissens: Eine Darstellung der Ansicht Wilhelm von Humboldts, verglichen mit denen Herders und Hamanns. 4. A. Berlin: Dümmler (1. A. 1858).

Steinthal, Heymann (1867): "Gedächtnisrede auf Humboldt". Berlin.

Steinthal, Heymann (1883): "Über Wilhelm von Humboldt". Berlin.

Steinthal, Heymann (1884): Vorwort, allgemeine Einleitung und Kommentar zu: Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt. Berlin

Auf Steinthals Interpretation der Sprachphilosophie Humboldts kommen wir noch zurück.

Croce, Benedetto (1902/1930: Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck und allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen: Niemeyer.

Im 2. Teil, Kapitel 12, findet sich die "Bewertung der Sprachphilosophie von Humboldt". Croce interpretiert im wesentlichen Humboldts Sprachauffassung sehr positiv, soweit es die Kreativität betrifft. Er findet aber in seinem Ansatz Überreste eines aufklärerischen Intellektualismus und bedauert ganz besonders, daß Humboldt Sprache und Dichtung nur als parallel und nicht als identisch ansieht. Es ist kennzeichnend, daß diese Interpretation in der Ästhetik von Croce erscheint. Denn Croce vertritt die wesentliche Identität von Sprache und Dichtung und folglich auch von Sprachphilosophie und Ästhetik bzw. Kunstphilosophie.

Dieser Auffassung entspricht eine Gesamtinterpretation von der Ästhetik und der Literaturtheorie her, die vor allem von Marcovaldi vertreten wird, der jedoch hier in Deutschland kaum bekannt ist. Wir finden seine Interpretation in der Einleitung zu seiner Anthologie von Humboldt (Studi di critica ed estetica, Florenz 1934). Hier wird auch in Auszügen einiges aus dem großen Werk über den Sprachbau übernommen.

1.5. Zum Leben Wilhelm von Humboldts

Sein Name war Friedrich Wilhelm Christian Carl Ferdinand von Humboldt. Er ist 1767 in Potsdam geboren und 1835 in Tegel gestorben. Nach der Schulausbildung in der Familie und nach einem zweijährigen Universitätsstudium in Frankfurt/Oder und in Göttingen, wo es aber nicht zum Abschluß kam, hält er sich längere Zeit (1797 - 1800) in Paris auf. Er unterbricht diesen Aufenthalt nur für seine erste Spanienreise. Seine zweite Reise nach Spanien - ins Baskenland - unternimmt er 1801. Daran schließt sich die römische Zeit an, in der es zur Wendung zur Sprache kommt. Als preußischer Resident weilt er von 1802 bis 1808 in Rom.

Humboldt kommt 1809 nach Berlin zurück, um als Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht in Königsberg im Innenministerium tätig zu sein. 1810 ist er bereits Staatsminister und Gesandter in Wien. Als preußischer Unterhändler ist er auf dem Prager Kongreß 1813 mit dabei, um nach dem Kongreß in Chatillon direkt neben Hardenberg die preußischen Interessen

auf dem Wiener Kongreß (1814) zu vertreten. In den Jahren 1817/18 ist er Gesandter in London. Zuletzt füllt er in Preußen 1819 den Ministerposten für ständische Angelegenheiten aus.

1820 - 1835 verbringt er sein Leben mit Studien in Tegel, bevor er 1835 stirbt. Erst sein Bruder Alexander veröffentlicht 1836 sein großes Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbau.

1.6. Humboldts Schriften

1.6.1. Eigene Publikationen Humboldts

[14.11.88] Wir haben schon gesagt, daß Humboldt selbst sehr wenig veröffentlicht hat. Von 1792-1800 hatte er eine sehr aktive Periode. Er verfaßte sehr viel über die Politikwissenschaft, über die biologisch bezogene Anthropologie - wie zum Beispiel über die Geschlechtsunterschiede - und kleinere Schriften über die Ästhetik. Über die Sprachtheorie und -wissenschaft erscheint in diesen Jahren jedoch noch nichts. In der nächsten Lebensphase ist er vor allem in der Politik und Kulturpolitik sehr stark engagiert.

1817 beginnt er eine neue Periode, in der er vor allem sprachtheoretische Schriften publiziert. Aber auch diese Schriften sind noch kurz:

1817 "Notizen zum Baskischen",

1821 "Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der Vaskischen Sprache" (Ges. Werke, Bd. 2, Berlin 1841, 1-198)

In dieser Schrift wird die zum Teil bis heute gültige Theorie zum Basko-Iberismus begründet, die besagt, daß eine Identität zwischen den Basken und Iberern angenommen werden kann. Die erste wichtigere Schrift zur Sprachtheorie ist die folgende:

1822 "Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung"

Schon hier offenbart sich einem *in nuce* die Sprachauffassung von Humboldt. Im gleichen Jahr verfaßt er die folgende Schrift:

1822 "Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers"

Diese Schrift ist allerdings nicht sprachtheoretisch. Im gleichen Jahr entstand aber bereits die meines Erachtens grundlegende Schrift, wurde aber erst später publiziert:

1825 "Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung"

Ich habe auf diese Schrift schon öfter hingewiesen, weil sie in meinen Augen den Wendepunkt in der Grammatiktheorie schlechthin darstellt.

1826 "Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau"

Diese Schrift ist theoretisch wichtig, weil Humboldt bereits hier an der Analyse, die sich in der Buchstabenschrift zeigt, die Formativität, die gestaltende Tätigkeit des Menschen identifiziert.

1827 "Lettre à M. Abel-Remusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le genie de la langue chinoise en particulier. Paris.

Dieser als Büchlein publizierte Brief ist eine Abhandlung über das Chinesische, die die Grundlage für seine Sprachtypologie darstellt.

1828 "Über die unter dem Namen Bhagavad-Gitá bekannte Episode ders Mahá-Bháráta"

Diese Schrift ist für die Theorie des Übersetzens von Bedeutung. Sie ist auch insofern wichtig, als sie Anlaß für eine großartige Rezension von Hegel wurde (Werke 16, 360). Hegel wurde veranlaßt, auf eine volkstümliche Weise seine eigene Sprachtheorie darzustellen. Außerdem behandelt Humboldt noch zwei allgemeine sprachtheoretische Probleme:

1827 "Über den Dualis"

1832 "Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen".

In der ersten Veröffentlichung geht es um das Problem des Ich und Du, d.h. um die Alterität und das Verstehen. In der zweiten Schrift behandelt er die Idee des Anthropozentrismus bei der Einteilung des Raumes: er führt die Ortsadverbien auf die Personen zurück.

1.6.2. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus

Die bei weitem wichtigeren Schriften werden erst nach seinem Tod veröffentlicht. Bald nach seinem Tod erscheint 1836, von seinem Bruder Alexander veröffentlicht, das große sprachphilosophische Werk:

1836 "Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts"

Wir geben nun eine Übersicht über die sprachphilosophischen Werke, einschließlich der zu seinen Lebzeiten publizierten Schriften.

Das Hauptwerk, der "Sprachbau", wie wir es im folgenden abgekürzt bezeichnen, ist zwischen 1830-1835 entstanden. Es wurde gemäß der Arbeitsweise Humboldts diktiert. Die Untertitel stammen nicht von ihm, sondern von seinem Sekretär Buschmann. Zum Teil haben sie sich in der Geschichte der Sprachthoerie als irreführend erwiesen. Das Werk ist eigentlich Band 1 eines Werkes über eine indonesische Sprache, die "Kawi-Sprache auf der Insel Jawa", wie der Titel

des Gesamtwerks heißt. Der "Sprachbau" bildet die Einführung, enthält aber zugleich Humboldts Sprachtheorie. Band 2 und 3 erschienen erst 1838 und 1839. Sie werden in der Sprachphilosophie kaum berücksichtigt, obwohl sie gerade eine Anwendung der Sprachauffassung von Humboldt zeigen.

Der "Sprachbau" ist sicherlich die wichtigste Schrift. Sie enthält aber nicht alles, was für die Sprachtheorie Humboldts maßgebend ist. Wir werden sehen, daß es sich um ein Werk handelt, das Humboldt immer wieder geschrieben hat. Über das Thema "Allgemeine Sprachtheorie" oder "Einführung in das Sprachstudium" gibt es mindestens fünf Fassungen. Die letzte Fassung vor dem "Sprachbau", die einen ganz ähnlichen Titel hat, aber "Verschiedenheiten" im Plural verwendet, enthält manches für das Humboldt-Verständnis Wesentliche, was nicht in die letzte Fassung übernommen wurde. Das große postum erschienene Werk enthält gerade die Begründung der Sprachwissenschaft als Humanwissenschaft und die Ausführungen zu den Sprachen als historischen Individuen, sich die gegen die Klassifikation und die naturwissenschaftliche Methode in der Sprachwissenschaft wenden, nicht oder nicht in der ausführlichen Form wie die "Verschiedenheiten."

Der "Sprachbau" ist mehrmals allein oder zusammen mit anderen Schriften neu gedruckt worden. Allein ist es in Berlin 1935 und in Hannover 1960 und 1968 erschienen, 1968 als Nachdruck der ersten Auflage. Mit anderen Werken ist es in den "Gesammelten Werken", den "Gesammelten Schriften" der Preußischen Akademie der Wissenschaften und in der Ausgabe "Werke in fünf Bänden" von Flitner und Giel erschienen. In den "Gesammelten Schriften" erscheint es in Band 7.

Als Ausgabe mit Kommentar wurde das Werk von Pott in Berlin 1876 herausgegeben, und zwar unter dem Titel:

Pott, August Friedrich (1876): Humboldt und die Sprachwissenschaft. Berlin: Calvary.

Der erste Band ist eine Studie über Humboldt, während der zweite Band die angegebene Schrift enthält.

Gelungen ist ebenfalls - wegen ihrer Akribie und ihrer scharfsinnigen Bemerkungen - die Ausgabe von Herbert Nette (Darmstadt, 1949). Diese Ausgabe machte nach dem zweiten Weltkrieg den Anfang bei der Neubelebung der Humboldtstudien. Auf die Ausgabe von Steinthal, die auch in der Geschichte der Humboldt-Interpretation eine besondere Rolle gespielt hat, werden wir uns später beziehen.

In dem Werk "Über die Kawi-Sprache" sind vor allem folgende Teile in allgemeiner Hinsicht wichtig. Natürlich lohnt es sich, alles zu lesen. Das Buch ist aber unsystematisch, weil Humboldt alles auf einmal sagen will, was wegen der Linearität der Sprache aber nicht möglich ist. Hervorzuheben sind:

- Der Anfang bis "Lautsystem der Sprachen" (§§ 2-14)
- Genauere Darlegung des Sprachverfahrens (§ 24)
- Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprinzips (§ 30)
- Charakter der Sprachen (§§ 31-33).

1.6.3. Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues

Ich komme nun zu dem Werk "Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues". Da dieses Werk leicht mit dem eben besprochenen Kawi-Werk "Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus" verwechselt werden kann, verwende ich für das Kawi-Werk "Sprachbau" und für dieses den Namen "Verschiedenheiten".

Dieses Werk ist vor dem Hauptwerk in den Jahren 1827 bis 1829 entstanden. Es behandelt das gleiche Problem, im Gegensatz zum "Sprachbau" ist hier aber die Verschiedenheit das Zentralthema. Im 2. Abschnitt "Von der Natur der Sprache und ihrer Beziehung auf den Menschen im allgemeinen" (§§ 34-66) sind die Grundideen Humboldts zur Sprache entwickelt. Hier finden sich Ausführungen, die zum Teil im "Sprachbau" fehlen, wie beispielsweise das erwähnte Thema der Individualität der Einzelsprachen in Abgrenzung zu den Naturgegenständen. Auf der anderen Seite läßt sich beobachten, daß in diesem früheren Werk die vollendete Form des Gedankens noch nicht erreicht war. In dieser Schrift steht zu Beginn des § 35 der berühmte Satz: "Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken."

1.6.4. Kleinere Schriften

Die Schrift "Über das vergleichende Sprachstudium" ist im ganzen wichtig. Aber auch hier seien einige besonders wesentliche Punkte hervorgehoben:

- Zum Ursprung der Sprache (§ 13)
- Zu Begriff und Wort (§ 17-18)
- Die Ausführungen zur Sprache als Vermittlerin sind zugleich Grundlage für die Theorie der Sprache als Weltauffassung und Weltansicht (§§ 20-21)

Bei der Schrift "Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung" ist der erste Teil der sehr langen Einleitung zum Begriff der grammatischen Form wichtig.

Die Abhandlung "Über den Einfluß des verschiedenen Charakters der Sprachen auf Literatur und Geistesbildung" ist im ganzen nur ein Fragment. Es kommt nicht zur Behandlung des Themas, sondern es bleibt bei einer Einführung des Themas.

Die Schrift "Über den Nationalcharakter der Sprachen" ist nicht im ganzen wichtig, es ist jedoch schwer, die wichtigsten Stellen anzugeben. Gewiß ist aber die Stelle, wo die Sprache mit der Kunst verglichen wird, von größerer Bedeutung. Dies war auch für Croce der Anlaß seiner Kritik an der Sprachauffassung von Humboldt, der eben in dieser Schrift eine Parallelität, aber nicht Identität von Sprache und Kunst vertrat.

Es findet sich auch noch eine andere sehr berühmte Stelle in dieser Schrift: "Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache." Für mich und meine Interpretation von Humboldt ist dieser Satz in dieser Form wegen des bestimmten Artikels bei *Sprache* sehr wichtig. Der Mensch denkt, lebt und fühlt nicht in **einer** Sprache, d.h. nicht etwa in einer geschlossenen, durch eine bestimmte Sprache gegebenen Welt.

Die Schrift "Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau" ist nicht umfangreich und somit ganz zu lesen. Jedoch sind gerade die Ausführungen zum Begriff "Gliederung", die das Wesen der Sprache darstellt, von großer Wichtigkeit. Humboldt betrachtet die Artikulation, die Gliederung, als Charakteristikum der Sprache. Er steht hier in einer Tradition, die von Aristoteles bis zum Strukturalismus reicht.

Die Schrift "Über den Dualis" ist wichtig als Beispiel der Methode Humboldts beim Sprachstudium: Es kommt ihm auf die Betrachtung nicht nur einer Einzelsprache an, sondern darauf, den Vergleich eines Sprachteils in möglichst allen Sprachen durchzuführen. Entscheidend ist die Schrift auch bezüglich des Problems der Vermittlung von Ich und Du. Sie enthält auch die Kritik an der Auffassung der Sprache als bloßes Verständigungsmittel.

[15.11.88] Alle diese Schriften findet man in den "Schriften zur Sprachphilosophie", dem Band 3 der Ausgabe von Flitner und Giel. Besonders wichtig für uns sind die angegebenen Abschnitte von "Verschiedenheiten", "Sprachbau" und "Sprachstudium". Für eine Erweiterung und Präzisierung des Bildes von Humboldt sind noch die folgenden Schriften wichtig:

Die Schrift "Lettre à M. Abel-Remusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le genie de la langue chinoise en particulier" (Über das Wesen der grammatikalischen Formen im allgemeinen und über den Charakter der chinesischen Sprache im besonderen) (Paris 1827 und Bordeaux 1969) ist aus zwei Gründen wichtig, zum einen wegen der Präzisierung des Begriffes der "grammatischen Form" und zum anderen wegen des Begriffes "Sprachidee".

Relevant ist auch die Schrift "Die Darstellung der amerikanischen Sprachen. Einleitung. Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus". Sprachtypus ist hier nicht im Sinne der Sprachtypologie gemeint, sondern im Sinne von "Sprachbau", "Sprachstruktur". Mehr als

"Einleitung" und "Grundzüge" hat Humboldt nicht geschrieben; zu den amerikanischen Sprachen selbst kommt er in dieser Schrift nicht. Es ist nur ein erster Entwurf der Sprachtheorie und vor allem deshalb interessant, weil Humboldt hier den Begriff des Organismus anwendet. Es gibt eine ausführlichere Rezension von mir hierüber, in der ich darstelle, welche Ideen Humboldts schon in dieser Schrift erscheinen und welche erst in späteren Werken von Humboldt formuliert wurden (vgl. Coseriu 1977, Tradición y novedad en la ciencia del lenguaje, Madrid).

In der "Ankündigung einer Schrift zur baskischen Sprache" ist in eindeutiger Weise die These formuliert, daß die Sprache als Vermittlung aufzufassen sei.

1.6.5. Steinthals Humboldtausgabe

Wir kommen nun zur Besprechung der folgenden Humboldtausgabe:

Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal. Berlin 1884.

Dieses Werk enthält "Über das vergleichende Sprachstudium", "Über das Entstehen der grammatischen Formen", "Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers" und "Sprachbau". Alle Schriften sind mit Erläuterungen und einem Kommentar von Steinthal versehen. Es handelt sich demnach um eine kommentierte und interpretierte Anthologie. In den Erläuterungen und im Kommentar bezieht sich Steinthal auch auf andere Schriften von Humboldt. Im ganzen handelt es sich um eine organische, intelligente und sympathische Lektüre des "Sprachbaus" im Zusammenhang mit anderen Texten. Die Ausgabe ist vor allem für die sprachwissenschaftliche Interpretation Humboldts interessant, weniger für die Sprachphilosophie.

Auf die Sprachphilosophie Humboldts bezieht sich Steinthal in seiner Einleitung, in der er die Sprachauffassung Humboldts allgemein charakterisiert. Dieser lange Passus aus der Einleitung soll hier ganz zitiert werden:

Ich glaube behaupten zu dürfen:

H[umboldts] Ansicht ist kantisirter Spinozismus.

Näher betrachtet liegen hierin drei Hauptpunkte:

Der **erste** ist die Identität der Sprache mit dem menschlichen Geiste; und H. stellt sie mitten in jenes Problem, wie der einfache Geist sich in mannigfacher Tätigkeit offenbart, die eine Kraft sich in verschiedenen Richtungen zeigt, und wie überhaupt geistiges erscheint.

Hieran knüpfte sich nun für H. sogleich weiter das Problem der Erkenntnis: wie erfasst das Denken das Sein? Vermittelt der Sprache, antwortet H., wiederum nur ein Rätsel durch ein Rätsel erklärend.

Der **andere Punkt** ist empirisch: Humboldt erkannte, daß jede Sprache eine ganz individuelle Form habe; schließlich habe jedes Individuum seine Sprache. Diese empirische Entdeckung war der Stachel, der zur speculativen Erfindung trieb. Ist die Sprache so individuell, so sehr Sache des Einzelnen: wie ist Verständnis möglich? Ist Verständnis möglich, so ergab sich daraus für H. ohne weiteres, dass die Sprache nicht dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit, schließlich der Menschheit gehöre. Die Frage aber ist nun: wie muss die Individualität gedacht werden, ohne daß sie aus der Gesamtheit herausfalle? Nicht das Sprechen, das Verstehen ist das wirklich Rätselhafte.

So war der **dritte Punkt** gegeben: die Sprache ist einerseits das Band der Individuen, welches sie aneinander und an die unendliche Urkraft bindet; und sie ist andererseits das individualisierende Prinzip, welches die Urkraft in die Wirklichkeit der Erscheinungen und in die geschichtliche Entwicklung versenkt.

Da nun die Individualisierung zunächst und hauptsächlich in den Nationen vorliegt, so ist hiermit die Wichtigkeit der Verteilung der Menschen nach Völkern und somit die Wichtigkeit der Sprache für die Geschichte angesprochen.

Was aber hier in drei Punkte zerschlagen ist, war für H. mit einem Schlage eine einzige Gedanken-Tat im Zusammenwirken aller seiner Kräfte. Dieses Zusammen von Speculation, Kunstsinn und Scharfblick war eben Wilhelm von Humboldt. (Steinthal 1884, 14)

Bei der Frage, wie Verstehen angesichts individueller Sprachen möglich sei, nimmt Steinthal Bezug auf die Seiten in "Sprachbau", auf denen Humboldt das erste Mal von der "energeia" spricht. Hieran schließt sich der berühmte Satz an, daß man zwar sagen könne, jedes Individuum habe seine eigene Sprache, aber auch eben so gut, daß alle Menschen **eine** Sprache sprechen.

Steinthals Ausführungen sind zum einen wegen der Identifikation der drei Hauptpunkte in der Sprachauffassung Humboldts sehr wichtig, aber auch wegen der Schlußbemerkung, daß die drei Hauptpunkte für Humboldt nur eine einzige Gedankentat darstellten.

Ich möchte nicht die Frage diskutieren, inwiefern die drei Hauptpunkte tatsächlich die sind, die Steinthal identifizieren wollte. Er betont selbst die Zerlegung einer einheitlichen und einzigen Gedankentat. Daher könnten je nach den Kriterien der Zerlegung selbst die Einzelpunkte auch andere sein, und dies ist sicherlich auch der Fall.

Vielmehr soll festgestellt werden, daß die Zerlegung Steinthals genau mit Hilfe von Humboldtschen Begriffen erfolgt: "Form", "unendliche Form", "unendliche Urkraft" usw. weisen hier nicht die entsprechenden allgemeinen Inhalte der deutschen Sprache auf, sondern sind spezifisch mit Humboldtschen Inhalten gefüllt. Steinthal verwendet als Metasprache der Auslegung die Humboldtsche Sprache selbst. Zugleich erfolgt in dieser Auslegung als Schlußfolgerung, daß die Sprache nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit, der Menschheit

gehöre. Dies ist bei Humboldt aber nicht eine Schlußfolgerung, sondern seine Prämisse. Zumindest ist es bei Humboldt implizite Prämisse und explizite Schlußfolgerung zugleich.

1.7. Zu Humboldts Text- und Denkstil

Die Art, wie Steinthal verfährt, und seine Bemerkung zur Einheitlichkeit der Gedankenart Humboldts weisen zusammen implizit auf eine besondere Schwierigkeit der Auslegung Humboldts hin. Es ist schon bemerkt worden, daß Humboldt einen besonders schwierigen Stil habe. Es handelt sich aber bei Humboldt nicht um einen besonderen Sprachstil, als benütze er besondere sprachliche Inhalte, sondern um einen besonderen Textstil, der mit der Einheit der Gedankenart zusammenhängt und daher als unsystematisch charakterisiert werden müßte. In einer üblichen systematischen Darlegung sehen wir zunächst von Ausnahmen und Einzelheiten ab, indem wir Dinge behaupten, die dann später eingeschränkt werden.

Humboldt denkt die allgemeine Behauptung, die Einschränkung, die aufgehobene Einschränkung und die begrenzte Gültigkeit der aufgehobenen Einschränkung zugleich, in einem einzigen Gedankenakt, und will es auch zugleich sagen, was ihm freilich kaum gelingt wegen der bewußten Linearität der Rede, des Sprechens. Aus diesem Grund kann er auch mit Recht behaupten, daß er mit einer bestimmten Darlegung, die mit einer anderen fast identisch ist, etwas völlig anderes meine, und umgekehrt, daß er mit verschiedenen Darlegungen das gleiche meine. Für die Lektüre bedeutet das, daß man sich den gelesenen Text selbst organisieren und nach Hauptpunkten gestalten muß, bevor man ihn zum zweiten Mal liest.

Humboldts Darlegungsstil ist nicht nur eine Frage des sprachlichen Stils, sondern auch eine Frage der Art und Weise des Denkens. Humboldts Denken ist manchmal als unsystematisch und in anderen Fällen als besonders systematisch angesehen worden. Beides trifft zu. Humboldt ist in dem, was er sagt, unsystematisch, aber in dem, was er meint, systematisch. *Mutatis mutandis* kann vom Denken Humboldts das ausgesagt werden, was er über die Sprache sagt, nämlich "damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft [...] verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhang in ihm liegen" (Sprachstudium, § 13, Werke III,50).

So setzt auch bei Humboldt jede Behauptung - wenn es nicht um empirische Feststellungen, sondern um spekulatives Denken geht - sein ganzes Denken voraus. Die systematische Ordnung liegt bei Humboldt im Bereich der Intuition und nicht im Bereich des diskursiven Denkens. Er hat eine einheitliche, systematische und organische Intuition von der Sprache, die er aber stets nur mühsam und nur in Bruchstücken zu explizieren vermag. So erklärt sich auch, daß er das gleiche Thema mehrfach, aber in verschiedener Weise behandelt. Ebenso sind die unendlichen

Wiederholungen mit stets neuen Schattierungen zu erklären. Es sind jeweils in der Explikation mehr oder weniger zusammenhängende Bruchstücke, wobei aber jeweils die einzelnen Bruchstücke auf das Ganze der Intuition verweisen.

Daher ist es auch möglich zu sagen, daß das erste veröffentlichte Werk zur Sprache ("Ankündigung einer Schrift über Vaskischen Sprache und Nation") bereits im Keime seine gesamte Sprachauffassung enthält. Darin sind somit auch schon die Punkte vorausgesetzt, von denen *expressis verbis* noch nicht die Rede ist, z.B. die Ideen der "energeia" und die des Weltbildes. In philologischer Hinsicht ist das Wort "energeia" nur an einer Stelle aufgetaucht, vom Inhalt her wird diese Idee schon überall vorher vertreten.

1.8. Methode der Humboldt-Interpretation

Angesichts des Schreib- und Denkstils Humboldts ergeben sich für die Interpretation zwei verschiedene Wege: Zum einen derjenige einer systematischen Darstellung, zum anderen der Weg einer Begleitung Humboldts bei der Explikation seiner Intuitionen, so daß man der allmählichen Entfaltung beiwohnen kann.

Unsere Auslegung soll zugleich eine Anleitung zur Lektüre Humboldts sein, und daher habe ich den zweiten Weg der Auseinandersetzung gewählt. So werden wir in chronologischer Darstellung Humboldt auf seinem Weg kritisch, aber sympathetisch begleiten. Erst am Ende kann dann versucht werden, eine resümierende Darstellung der Humboldtschen Sprachauffassung zu geben.

2. Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation (1812)

2.1. Die Hauptzüge der Anthropologie Humboldts

2.1.1. Der Mensch in der Idee und in der Geschichte

Wir wollen unsere Humboldt-Auslegung mit der "Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation" von 1812 beginnen. Diese Schrift expliziert zum ersten Mal Humboldts Idee von der Sprache in einigen ihrer Hauptzüge. Diese sind aber in das anthropologische Denken Humboldts eingebettet. Steinthal stellt dies auf eine zutreffende Weise fest:

Worauf es mir dabei vorzugsweise anzukommen scheint, habe ich schon vor Jahren ausgesprochen: Die Klarheit der Idee der Humanität und die Anspannung des Gefühls der Humanität. Sie ist die Mutter der H.schen Sprachphilosophie, und diese ist eine ihrer schönsten Töchter. (Steinthal 1884, 14)

Wir müssen uns darum zunächst auf die Hauptzüge der Humboldtschen Anthropologie beziehen. Ich hatte schon gesagt, daß sich dasselbe anthropologische Denken in den politischen, ästhetischen und in den sprachtheoretischen Schriften findet.

Im Zentrum des Denkens Humboldts steht wie bei Herder und Schiller der Mensch. Bei Humboldt will das Denken zugleich auch Handeln sein und stellt somit auch einen Beitrag zum "Sein-Sollen" dar. Dies ist völlig anders als bei Hegel, wo das Sein und das Sein-Sollen zusammenfallen, denn hier will das Denken auch Handlung und somit Beitrag zur Bildung sein. Der Mensch wird gesehen in seiner unendlichen historischen Verschiedenheit und zugleich als Idealform, als Bezugspunkt und Idee der stets anwesenden und wirkenden Finalität und der spezifisch menschlichen Handlungen. Das heißt, der Mensch ist nur eine Idee; diese ist aber doppelt gemeint:

1. Der Mensch ist zum einen als Finalität, als Idealbild, als anzustrebendes Ziel - auch der Bildung und der Erziehung des Menschen zur Menschlichkeit - gedacht,
2. zum anderen aber kommt es auch zur Projektion dieses Idealbildes in der Geschichte, und es wird diese unendliche Verschiedenheit des Menschen in der geschichtlichen Welt mitgedacht.

Die Idee Humboldts ist nun die, daß sich in jedem Menschen und in den menschlichen Gemeinschaften, in der Geschichte des einzelnen und in der Geschichte der Gemeinschaften und auch der ganzen Menschheit der Geist der Menschheit, die Idealform des Menschen dynamisch verwirklicht und sich auch verwirklichen soll.

2.1.2. Die progressive Realisierung der idealen Menschheit

[21.11.88] Nach Humboldt ist der Zweck des Menschen die Erziehung zum Menschen, die progressive Realisierung der idealen Menschheit, des idealen Menschseins in der historisch gegebenen Menschheit. Das Idealbild des Menschen realisiert sich in der unendlichen Verschiedenheit der Menschheit in der historischen Welt. Zugleich ist das Idealbild auch stets der Bezugspunkt für den Menschen, es ist das Ziel des Individuums, der Gemeinschaften und auch der ganzen Menschheit. Die historisch gegebene Menschheit soll und will sich dem Idealbild progressiv annähern.

Man kann sich fragen, inwiefern dies als eine Art Neohumanismus mit dem historischen Humanismus, insbesondere dem italienischen, in Zusammenhang steht. Zusammenhänge bestehen möglicherweise mit G. Bruno, der auch von Hegel wiederaufgenommen wird. Beim Neohumanismus geht es aber um ein anderes Zentralproblem. Im italienischen Humanismus ist das Zentralproblem das "Zum-eigenen-Bewußtsein-Kommen" des Menschen. Daher betonte man die Definition des Menschen und die privilegierte Stellung des Menschen im Kosmos. Im Neohumanismus wird diese Erkenntnis schon vorausgesetzt; es geht mehr um die Aufgaben des Menschen sich selbst gegenüber, um den Zweck des Menschen, die Erziehung des Menschen zum Menschen.

Steinthal hat recht, wenn er von Humboldts Kantismus spricht. Es gibt einen Zusammenhang mit Kant, der den Zweck des Lebens nicht im Glück, sondern im Verlangen nach der Vernunft und der Freiheit sieht. Hier geht es um die Freiheit des Menschen, die sich selbst in der Geschichte behauptet. Andere Zusammenhänge mit Kant bestehen in der philosophischen Anthropologie. Für Kant gibt es vier Probleme des Menschen:

- (a) Was kann ich wissen? - das erkenntnistheoretische Problem
- (b) Was soll ich tun? - das ethische Problem, behandelt in der "Kritik der praktischen Vernunft"
- (c) Was kann ich erwarten? - das teleologische Problem
- (d) Was ist der Mensch? - Das Problem, auf das man alle vier anderen Probleme zurückführen kann.

2.1.3. Die Formativität (Gestaltungsfähigkeit) des Menschen

Humboldt übernimmt von Anfang an dies als Aufgabe des Denkens und der Bildung. Der Mensch soll sich progressiv in der Geschichte realisieren. Dafür besitze der Mensch spezifische geistige Kräfte. Das Charakteristische dieser Kräfte ist die *Formativität*, die Gestaltungsfähigkeit.

Der Mensch bezieht stets ein Gegebenes auf eine Form, die als solche noch nicht verwirklicht ist, sondern noch verwirklicht werden soll. Das aber, was der Mensch gestaltet, fällt mit ihm zusammen, ist er selbst. Indem der Mensch etwas gestaltet, gestaltet er sich auch selbst als ein Wesen, das sich von sich selbst ein Idealbild vorstellen kann. Der Geist der Menschheit als Idealform und determinierende Kraft sei auch nie vollkommen realisiert zu finden, sondern stets nur als Normbegriff und Ziel. Man könnte nur Fälle im Individuellen und auch im Kollektiven finden, die näher an das Idealbild kommen als andere. Im individuellen Bereich meint Humboldt Goethe als Idealbild gefunden zu haben und im kollektiven Bereich die alten Griechen. Die Realität des Menschen ist demnach dynamisch und finalistisch: *sie ist bildend, sich selbst bildend*.

Dies darf nicht nur pädagogisch verstanden werden, ist aber zu einem Teil auch pädagogisch gemeint. Die Realität ist die Realisierung der Idealform der Menschheit, und somit ist es die Aufgabe des Menschen, die Humanität, den Geist der Menschheit, historisch zu verwirklichen. In diesem Sinne steht Humboldt im Gegensatz zu Hegel: Auch bei Hegel kann man von einer Aufgabe des Menschen sprechen. Sie ist aber auf das Verstehen bezogen. Bei Hegel geht es um die reflexive Annahme der Identität von Wirklichkeit und Vernunft, von Sein und Sein-Sollen. Als seine wichtigste Leistung betrachtet Hegel die Aufhebung zwischen dem Sein und dem Sein-Sollen.

Für Humboldt hingegen ist die Identität die Aufgabe des Menschen, so daß der Mensch nicht nur eine Aufgabe hat, sondern das Menschsein als solches bei ihm schon eine Aufgabe ist. Er betont mit dieser Aufgabe nicht das Verstehen des Gegebenen, sondern das Handeln zum Zwecke des noch nicht konkret Gegebenen, des nur ideal Gesetzten. Somit haben wir die Möglichkeit, uns eine bessere Welt vorzustellen und uns auch unsere eigene Vollkommenheit vorzustellen. Es bleibt jedoch bei dieser Vorstellung, beim Versuch, vollkommener zu werden. Somit bleibt beim Menschsein der Abstand zwischen dem Sein und dem Sein-Sollen. Es gibt ihn nur beim Menschen, der diese Vorstellung der Vollkommenheit überhaupt haben kann. Deshalb bleibt die Aufgabe des Menschen, diesen Abstand zu überwinden. Dies ist auf der einen Seite das nie erreichte und nie erreichbare Ziel, denn der Abstand bleibt immer, auf der anderen Seite gibt dieses Ziel dem Menschen seinen Sinn.

Humboldt denkt nicht an einen ständigen Fortschritt, sondern vielmehr an eine ständige Aufgabe. Der Rückschritt, die Abweichung, die Dekadenz sind für Humboldt immer möglich.

2.1.4. Die Aufgabe der philosophischen Anthropologie

Die Verwirklichung der Idee der Menschheit in all ihren Formen zu untersuchen, ist die Aufgabe der allgemeinen philosophischen Anthropologie und ihrer verschiedenen Zweige. Zu diesen Zweigen gehören die Kunsttheorie, die Geschichtsphilosophie, die Staatstheorie, die Geschichte selbst als Historiographie. Denn auch die Kunst, die Politik und die Geschichte sind für Humboldt nichts anderes als Formen der Verwirklichung der Humanitätsidee. Es ist somit möglich, in all diesen Formen ihre Verwirklichung zu untersuchen. Angesichts dieser Idee kann er die Übermacht des Staates nicht akzeptieren; er versucht, die Macht des absolutistischen Staates einzuschränken. Der Staat darf seiner Meinung nach nicht einmal die Bildung, die Verwirklichung des Geistes der Menschheit lenken und leiten. Der Staat soll die Freiheit und die Sicherheit des Einzelnen garantieren und für sie Sorge tragen.

Die Philosophie Humboldts ist also eine Philosophie der freien Formativität, der Selbstbildung des Menschen. Welches ist nun die Stelle der Sprachwissenschaft, der Sprache, bzw. des Sprachstudiums innerhalb dieser Philosophie?

2.1.5. Die Stellung der Sprache in Humboldts Philosophie

Die Sprache ist für Humboldt Formativität und darüber hinaus die Grundform und die allgemeine Form der Formativität. Sie ist nicht die schon gemachte Sprache, nicht die historisch gewordenen Kulturprodukte, d.h. die historischen Sprachen, so wie der Mensch auch nie der schon realisierte, sondern der sich realisierende Mensch ist. **Die Sprache ist daher die Tätigkeit, die Sprachen, die Sprachliches schafft.**

Als solche muß auch die Sprache ihre Finalität, ihre Idealform haben, die sich in der Sprache nur allmählich und nur teilweise realisiert und stets jenseits des Realisierten bleibt. Hier ist nicht der Ort, die Frage zu diskutieren, ob tatsächlich diese Form, die Humboldt als die Idealform der Sprache ansieht, nämlich die Flexion, der Sprachidee entspricht.

Wichtig ist vielmehr die Form des Denkens: Auch in der Sprache existiert eine Tätigkeit mit einem Idealziel. Humboldt fordert, daß man sich selbst bilde nach diesem Idealziel, das man aber nicht erreicht. Demnach muß es bei Humboldt eine Idealsprache geben, die nur als Normbegriff, als Ziel der Sprachen existiert. Daher ist es auch bei Sprachen möglich, den Grad ihrer Realisierung im Verhältnis zur Sprachidee festzustellen und sogar eine Art Skala der immer

relativen Vollkommenheit der Sprachen aufzustellen. So wie alle Menschen sind auch alle Sprachen durch die Sprachidee einander gleich. Die Sprachen sind also als konkrete historische Formen vorstellbar, die die Idealform anstreben. Alle Sprachen sind aber zugleich verschieden, und zwar in folgender Hinsicht:

1. Zum ersten als verschiedene Stufen der Verwirklichung der Sprachidee, denn es gibt ein mehr oder weniger dieser Verwirklichung.
2. Zum zweiten läßt die Freiheit eine verschiedene Realisierung der Formen zu, so daß auch auf derselben Stufe Unterschiede feststellbar sind.

Daher interessiert sich Humboldt (wie Vico) für alle Sprachen, da jede Sprache die unendlichen Möglichkeiten der Sprache überhaupt zeigt, denn jede stellt eine eigentümliche Realisierung der Sprachidee dar. Jede Sprache sieht Humboldt als ein Formatum an. Das Interesse Humboldts zielt darauf, wie sich in der Sprache selbst, in der Sprache als Form der Geist der Menschheit und die Formativität zeigen. Die Sprache wird als etwas Selbständiges gesehen, die nicht nur im Vergleich existiert. Aus demselben Grund kann Humboldt sowohl die Einheit, die Identität aller Sprachen, und zugleich ihre unendliche Verschiedenheit vertreten.

Die Sprache ist demnach die Tätigkeit, die die Sprachen macht, Sprachliches realisiert. Dies ist aber nur die eine Identifizierung. Die Sprache ist also nicht das Gemachte, sondern das Machen selbst. Damit ist aber die Sprache noch nicht gegenüber anderen Tätigkeiten des Menschen abgegrenzt.

Dies ist nun der wichtige Schritt in Humboldts allgemeinem anthropologischem Denken: der Übergang zur Sprache nicht nur als der Hauptform der Gestaltungsfähigkeit, sondern als der Grundform und der Form schlechthin der Gestaltungsmöglichkeit.

Sprachliches zu schaffen ist für Humboldt nicht irgendeine Tätigkeit unter den formativen Tätigkeiten des Menschen. Die Sprache ist vielmehr die erste unmittelbare Tätigkeit der geistigen Kräfte des Menschen. Mehr noch: Sie ist diese Kräfte selbst in ihrer Tätigkeit. In diesem Sinne ist auch für Humboldt - wie für Hegel - die Sprache das Dasein des Geistes als solches, das erste In-Erscheinung-Treten des Geistes. Der Geist erscheint als die Tätigkeit, als die schöpferische Tätigkeit selbst.

Humboldt geht noch weiter: Nichts im menschlichen Geist ist nichtsprachlich. Da die Sprache die Tätigkeit selbst der geistigen Kräfte ist und da es keine geistigen Kräfte gibt, die untätig wären, so gibt es nichts im Menschen, was nicht als Sprache auftreten und sich selbst nicht in der Sprache erkennen würde. Dies schließt ein, daß all das übrige beim Menschen entweder als virtuell Sprachliches oder als Differenzierung des Sprachlichen aufgefaßt werden muß. Aber dies steht bei Humboldt leider nirgends ausdrücklich.

So behauptet Humboldt immer wieder, daß alles sprachlich sei und daß die Sprache nicht nur die erste Tätigkeit sei, sondern daß auch die anderen Tätigkeiten grundsätzlich auch sprachlich seien. Ihr Anderssein erklärt er aber nicht. Aus diesem Grund sagt Humboldt, daß all sein Treiben Sprachstudium sei, so daß er das einschließt, was im engeren Sinne nicht Sprachstudium ist. Außerdem meinte Humboldt, die Idee entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel aufzufassen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der Welt zu erfahren. Das heißt, ohne daß sie mit den anderen Formen der Verwirklichung des Menschlichen einfach zusammenfällt, umfaßt die Sprache all diese Formen. Dies gilt dann auch für die Sprachphilosophie und die Sprachwissenschaft, in dem Sinne, in dem Humboldt überhaupt eine Sprachwissenschaft zuläßt. Ohne daß Sprachstudium und Sprachphilosophie mit den anderen anthropologischen Disziplinen zusammenfallen, umfassen sie alle. Die Sprachphilosophie sei ihre Grundlage und zugleich ihr Modell. In diesem besonderen Sinne ist die Sprachphilosophie zugleich mit der allgemeinen Anthropologie identisch.

Man muß sich also das Verhältnis der Sprache zu den anderen formativen Tätigkeiten etwa folgendermaßen vorstellen: Die Sprache ist der Ursprung der formativen Tätigkeiten des Menschen. Die anderen Tätigkeiten entfernen sich mit der Zeit von ihrem sprachlichen Ursprung. So ist zum Beispiel Kunst noch Sprache und zugleich etwas anderes als Sprache. Ebenso muß man sich das Verhältnis zwischen der Sprachwissenschaft und den anderen anthropologischen Wissenschaften vorstellen.

Die Sprache allein ist nur Sprache und ebenso ist nur die Sprachphilosophie nur Sprachphilosophie. Jede andere Tätigkeit ist etwas anderes, aber zugleich auch Sprache. In diesem Sinne ist die Wissenschaft auch Sprache, und die anderen Zweige der philosophischen Anthropologie sind zugleich Sprachphilosophie. Die Sprache nimmt also eine zentrale Position ein.

Die Sprache ist also nicht eine formative Tätigkeit unter anderen, sondern sie ist die formative Tätigkeit schlechthin und Modell für alle anderen. Alle anderen Tätigkeiten sind Sprache und Nicht-Sprache zugleich. Die Sprache ist nur Sprache.

Das gleiche Verhältnis gilt für das Sprachstudium, die Anthropologie und die philosophischen Disziplinen innerhalb der Anthropologie, die jeweils mit den historischen Disziplinen zusammenfallen. Das heißt, es gibt keine übergeordnete philosophische Anthropologie, sondern die philosophische Anthropologie ist die Gesamtheit dieser Disziplinen, die jeweils von einem anderen Gesichtspunkt aus diese Formativität untersuchen.

Es gibt auch keine tatsächliche Trennung zwischen Philosophie und Studium, z. B. der Kunst, der Geschichte oder der Sprachen. So ist das Studium der Sprachen schon philosophische Anthropologie, es untersucht schon diese Formativität. Dies gilt auch dann, wenn man den Eindruck hat, hier sei man nur in einem empirischen Bereich und treibe keine Philosophie.

2.2. Humboldts Sprachauffassung in der Ankündigung

2.2.1. Das Menschengeschlecht als gegliederte Mannigfaltigkeit von Nationen und Rassen

[22.11.88] Wir kommen nun zu den sprachphilosophischen Schriften, die wir darstellen und analysieren wollen. Bei Humboldt gibt es zwischen dem Empirischen und Theoretischen keine Trennung, da für ihn ein Kontinuum von der empirischen Feststellung bis hin zu allgemeineren Aussagen der Anthropologie und Sprachphilosophie besteht. Es gibt auch keine Unterscheidung zwischen diesen Tätigkeiten, so daß das Studium als Beobachtung und Feststellung von Fakten schon ein anthropologisches Studium ist. Zum Gesamtableau der unendlichen Differenzierung der menschlichen Tätigkeiten gelangt man eben nur, indem man jedes einzelne Faktum feststellt.

Wir fangen mit der ersten sprachphilosophischen Schrift von Humboldt an:

Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunkts und Inhalts derselben (1812, in F. Schlegels "Deutschem Museum" 2, Werke V, 113-126).

Es ist eine kurze Schrift. Von den zwölf Seiten sind nicht einmal alle der Sprachphilosophie gewidmet, sondern ein Teil der Schrift beschäftigt sich mit dem Land und den Sitten der Basken. Es blieb bei dieser Ankündigung, die Schrift selbst wurde nie geschrieben.

Die "Ankündigung" ist sehr wichtig, denn sie enthält bereits *in nuce* die ganze Auffassung von Humboldt. Wir finden hier insbesondere zwei wichtige Punkte, nämlich die Organizität der Sprache (Sprache als Organismus) und die Sprache als Vermittlung. Dem Scharfsinn von Steinthal ist diese Schrift nicht entgangen. In seiner Ausgabe der sprachphilosophischen Werke bezieht er sich intensiv auf sie.

In der "Ankündigung" faßt Humboldt das Menschengeschlecht zuerst als eine Naturform auf, die in Nationen, Stämme und Rassen geteilt ist. Durch die ständige Bewegung der Grenzen innerhalb der Einheiten zeigen sich immer wieder andere Formen der Menschheit. Sicherlich gibt es nicht nur die Trennung, sondern auch die Vereinigung. Die Weltgeschichte muß sowohl die Verschiedenheit als auch die Einheit des Menschengeschlechtes berücksichtigen. Beide Fragestellungen müssen ineinandergreifen. Dies wird von Humboldt jedoch nicht erörtert. Hier gehe es nur um das eine Geschäft der Weltgeschichte: um die artikulierte Mannigfaltigkeit der Nationen und Rassen.

Schon hier stellen wir fest, daß sich Humboldt auf die Verschiedenheit konzentriert, in ihr aber die Einheit entdeckt. Nach Humboldt kann man die ideelle Einheit der Menschheit gerade nur in

den unendlich verschiedenen konkreten Formen entdecken. Mit der Verschiedenheit setzt er die Einheit voraus. Es ist kein radikales Anderssein, sondern ein Anderssein innerhalb desselben. Auch hier spricht Humboldt von der mannigfaltigen Verwandtschaft der Nationen, und in diesem Sinne spricht er auch von Artikulation, so daß der Begriff der artikulierten Mannigfaltigkeit der Nationen zustande kommt. Man habe demnach die Menschheit in ihrer Verschiedenheit und in ihrer Verwandtschaft genau zu beschreiben.

2.2.2. Die Motivation des Sprachstudiums

Wie kommt es zur Ankündigung der Untersuchung der Sprache? Für Humboldt steht die Untersuchung der Sprache an erster Stelle, wenn man dem oben genannten Problem näher kommen will. Ein Zitat belegt dies:

Denn da der Unterschied der Nationen sich am bestimmtesten und reinsten in ihren Sprachen ausdrückt, so muß in einer solchen Beschreibung das Studium der Sprache mit dem der Sitten und der Geschichte zusammenstossen. (Werke V, 115)

Die sprachwissenschaftliche Methode sei jedoch noch nicht so weit entwickelt, denn es fehle noch an festen Grundsätzen, wie Verwandtschaftsgrade der Sprachen zu bestimmen seien. In dieser Hinsicht spricht Humboldt von einem fragmentarischen Sprachstudium, bei dem man sich mit ein paar Dutzend auf gut Glück aus einer Sprache herausgerissenen Wörtern begnüge. Man habe sogar noch zu schwankende Begriffe über die Art, wie die Sprache einer Nation zugleich Maßstab und Mittel ihrer Bildung sei. In diesem Rahmen formuliert nun Humboldt seine sprachtheoretischen Hauptideen. Wir beginnen mit der Idee der Organizität.

2.2.3. Die Idee der Sprache als Organismus

Gerade gegen den Zerfall und die Willkür des Fragmentarismus muß man jede Sprache als ein Ganzes betrachten. Man sei aber nicht nur historisch, sondern auch von der Realität der Sprache her zu jener Aussage berechtigt. Die Sprache - hier als einzelne gemeint - sei ein Produkt einer formativen Tätigkeit, und weil diese Tätigkeit gewissen Bildungsprinzipien folge, sei sie organisch. Dies zeige sich insbesondere daran, daß jede Sprache fremde Elemente assimiliere und somit ihren eigenen ähnlich mache. Humboldt schreibt:

Man kann es als einen festen Grundsatz annehmen, dass Alles in einer Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau ist. Nur wo die Sprachbildung bei einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem anderen entlehnt, oder gezwungen wird, sich einer fremden

Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieser Regel Statt.
(Werke V, 121)

Die Ausnahmen seien in empirischer Hinsicht sogar die Regel, jedoch zeige die ständige Anpassung der fremden Elemente, daß die Analogie immer am Werke sei. Das Fremdsprachige wird dann in einem Prozeß angepaßt, so daß es zum Einheimischen gemacht wird.

Ich nehme an, daß diese Idee von Humboldt auf den Kontakt mit Lorenzo Hervás zurückgeht, und es ist gerade an dieser Stelle interessant, wie beide dasselbe formulieren, wie der Sinn des Formulierten aber radikal verschieden ist. Für Hervás ist die Sprache ein Organismus, ein festes System, das sich nicht ändert und sich jeweils durchsetzt, wenn der fremde Einfluß nicht allzu tief ist. Sein Ansatz besteht darin, daß nicht der Mensch die Sprache schafft, sondern Gott die Sprache erschaffen hat und auch nur er dazu fähig ist, ein solches System zu schaffen. Bei Humboldt finden wir das genaue Gegenteil, denn die Prinzipien der Sprache sieht er als unveränderlich, weil sie vom Menschen gemacht wird. Sie bleibt sich stets gleich, da auch das Neue - auch als Anpassung des Fremden - jeweils Zurückführung auf die gleichen Prinzipien ist. Humboldt fährt fort:

Dieser Fall tritt nun zwar wohl bei allen, uns jetzt bekannten Sprachen ein - da wir von den Ursprachen und Urstämmen durch Klüfte getrennt sind, über die keine Ueberlieferung mehr hinüber hilft [...]. Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in sich aufnimmt oder sich mit einer anderen vermischt, da beginnt auch sogleich ihre assimilirende Thätigkeit und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermischung den kürzern zieht, soviel als möglich, in die, dem anderen eigenthümliche analogische Bildung zu verwandeln, so dass durch diese Mischungen zwar kürzere und längere analogische Reihen entstehen, nicht leicht aber ganz unorganische Masse zurückbleibt. (Werke V, 121)

Es ist heute, nach so viel Arbeit auf dem Gebiet der Sprachbeschreibung, nicht mehr leicht, genau einzuschätzen, was Humboldt hier mit diesen wenigen Sätzen geleistet hat. Zum einen deshalb, weil wir nicht mehr das richtige Bild der Zeit und des Wissens haben, und zum anderen, weil durch den Positivismus eine Modifikation des Begriffs Organismus eingetreten ist, der diesen Begriff als Naturorganismus der Lebewesen belegte.

In Wirklichkeit entspricht der Begriff bei Humboldt und auch in der ganzen deutschen Romantik dem griechischen *organismos*. Dieser Begriff meint soviel wie Organisation, Strukturierung und zusammenhängendes Ganzes. Er ist demnach ein Oberbegriff, der auch für Lebewesen anwendbar ist, da diese ebenfalls organisiert sind. Aber auch eine Tätigkeit als Strukturierung kann ein Organismus sein. In dieser Weise ist für Humboldt die Sprache organisch: sie ist es in dynamischer Hinsicht durch die Anpassung an bestimmte Bildungsprinzipien.

Zum Bild der damaligen Zeit und deren Ideologie ist folgendes zu sagen: Vor Humboldt gab es in der allgemeinen Grammatik, etwa in der Grammatik von Port Royal, auf der einen Seite

allgemeine Prinzipien, die der Vernunft entsprechen sollten. Was übrig blieb, wurde als Willkür des Sprachgebrauchs bezeichnet.

Man hatte zwar von einem *genie de langue* gesprochen. Dies geschah aber mit so allgemeinen Kategorien, daß man nie zu einer Sprache gelangen konnte, sondern nur zu sehr groben Einteilungen von Klassen von Sprachen. So konnte man beispielsweise zwei Arten von Sprachen feststellen mittels der Wortfolge: die direkte oder normale Wortfolge (Subjekt-Verb-Objekt) und die nicht normale. Auch wenn diese Einteilung nur auf eine Sprache angewendet wurde, so kam es dennoch nicht zu einer Charakterisierung dieser Sprache. Man kann mit diesem Verfahren nur Klassen von Sprachen bilden.

Etwas völlig anderes ist es, wenn die Organisationsprinzipien nun für jede Sprache angenommen werden, wenn in einer Sprache eigentlich nichts mehr übrig bleibt, was einfach Willkür des Sprachgebrauchs ist. Hier ist dann gerade die "unorganische Masse", die in der Sprache zurückbleibt, nicht allgemein sprachlich, für alle Sprachen geltend, sondern für jede Sprache typisch. Es ist etwas anderes, wenn eigentlich jede Sprache als Möglichkeit der Sprache im allgemeinen zu einem Sprachtypus wird. Jetzt ist das Allgemeinsprachliche nicht mehr das Konkrete in einer Sprache, sondern das Prinzip der Organizität selbst.

Welche Organizität jedoch da ist, hängt von der individuellen Realisierung der Organizität, der Sprachidee in einer bestimmten Sprache ab. Hier ist der radikale Übergang von der Klasse zum Individuum beschrieben. Dies geschieht in der Weise, daß jede Sprache als Individuum aufgefaßt wird. Es gibt nur die Klasse Sprache, die aber auch keine Klasse im üblichen Sinne ist, sondern eine Idealform, die sich in Individualsprachen verwirklicht.

Was ist hier geleistet worden? Es wird die Methode der immanenten Sprachbeschreibung begründet: die Rechtfertigung der Einheit und der Details einer Sprache. Jede Sprache wird nun von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus beschrieben.

2.2.4. Störender Nebel des Gebirgs bei Humboldt

Humboldt vermag nicht alles zu reflektieren, und daher erscheinen ihm selbst manche seiner Intuitionen als geheimnisvoll. Dies stört bei Humboldt immer wieder. Leider ist dieser Stil teilweise von der deutschen Sprachphilosophie übernommen worden. Steinthal führt die Haltung Humboldts darauf zurück, daß seine "Ankündigung" in Schlegels Zeitschrift erschien und er sich daher der deutschen Romantik anpassen wollte. Ich halte dies aber nicht für den Grund, da er nicht ein solcher "Diplomat" war. Außerdem ist die Ausdrucksweise in der "Ankündigung" keine singuläre Erscheinung in seinem Werk. Ich zitiere nun, was bei Humboldt stört:

Auch die wirklich vorhandene Analogie läßt sich indess nicht immer mit Glück bis in ihre feinsten Zweige verfolgen. Die Zeit verwischt ihre Spuren; Mittelglieder der Reihen gehen, da die Elemente der Sprache auch in ihrem wechselnden Entstehen und Untergehen lebendigen Individuen gleichen, verloren; ja der Mensch selbst, welcher die Sprache mit bilden geholfen hat, und noch hilft, ist sich nicht immer der Analogie, welcher er instinctmässig folgt, bewusst, und das in ihren einzelnen Gliedern zertrennte Bewusstseyn der Nation läßt sich nicht in einen Brennpunct lebendig vereinigen. Zu dem eigentlichen Wesen der Sprache kommt man überdies durch keine, auch noch so vollständige Zergliederung. Es gleicht einem Hauche, der das ganze umgiebt, aber ,zu fein, an dem einzelnen Element seine Form für das Auge verliert, wie der Nebel des Gebirgs nur aus der Ferne Gestalt hat, so wie man aber in ihn hineintritt, formlos umherstiebt. (Werke V, 121-22)

Nach Humboldt gibt es also zwar die Analogie, die auch für eine bestimmte Sprache einheitlich ist, man kann sie aber nicht feststellen, so wie man einen Hauch nicht greifen kann. Dies erklärt auch, warum die Humboldtsche Linguistik es so schwer gehabt hat, sich zu einer Methodik zu entwickeln.

Nach meiner eigenen Auffassung gleicht das Wesen der Sprache nicht einem Hauch. Der Sprecher als Sprachschöpfer verfährt nicht instinktmäßig. Das sprachliche Wissen ist zwar kein theoretisches, kein reflexives und somit kein wissenschaftliches Wissen, jedoch deshalb keineswegs ein unbewußtes Wissen. Es gehört zum Typ der Erkenntnis, den Leibniz *cognitio clara confusa* nannte: es gehört nicht zur begründbaren, aber doch völlig sicheren Erkenntnis, die sich im Handeln, in der sprachlichen Tätigkeit selbst manifestiert. Dieses intuitive Wissen des Sprechers zur Reflexivität, zur *cognitio clara distincta adaequata* zu bringen, ist Aufgabe des Linguisten, des Sprachwissenschaftlers. Dieser kann diese ideelle Einheit der sprachschaffenden Verfahren in jeder Sektion des Sprachsystems entdecken und dann die ideelle Einheit der verschiedenen Sektionen eines Sprachsystems zum Sprachtypus nachvollziehen. Dafür kann man Verfahren entwickeln, um dann die Intuition von Humboldt voll zu bestätigen, ohne daß man im "Nebel des Gebirgs" Zuflucht sucht.

2.2.5. Implikationen der Organismusidee: Energeia und Weltbild

Wir haben festgestellt, daß Humboldt manche Ideen in seiner Schrift impliziert, ohne sie explizit zum Ausdruck zu bringen. So impliziert die Idee des Organismus zum einen die Idee der "energeia", zum anderen die Weltbildidee.

Die "energeia"-Idee ergibt sich daraus, daß die Sprache nicht einfach das sprachlich Gemachte ist, sondern das analogische Machen selbst. Sie ist somit nicht Werk, sondern Tätigkeit. Da diese Tätigkeit auch nicht Gemachtes produziert, muß sie schöpferische Tätigkeit sein: *energeia*.

Die Weltbildidee ist wie folgt abzuleiten: Da eine Sprache ein einheitlicher und eigentümlicher Organismus ist, muß sie es sowohl im Ausdruck wie auch im Inhalt sein. Die eigentümliche Gesamtheit der Inhalte einer Sprache in ihrem objektiven Bezug ist nichts anderes als das, was später Weltbild einer jeden Sprache genannt wird. Hiermit ist die jeweilige Objektivität gemeint, wie sie in einer Sprache erfaßt wird. In diesem Sinne ist schon hier die Idee vom Weltbild angedeutet. So könnte man sagen, daß der Begriff Form als Gestaltung, als formative Tätigkeit im Begriff der Sprache als eines werdenden Organismus schon mitgegeben ist, obwohl dieser Begriff nicht ausdrücklich formuliert wird.

Allerdings betreffen diese Begriffe vorerst das "Wie?" der Sprache: Die Sprache ist ein Organismus, sie ist systematisch organisiert. Hiermit ist noch nichts über das "Was?" ausgesagt. Die Funktion ist hiermit noch nicht ausgedrückt. Zur Frage, was das Gestaltende der Sprache eigentlich sei, kommt Humboldt erst im folgenden, wenn er nach der Methodik des Sprachstudiums fragt.

2.2.6. Vermittlung als Wesen der Sprache

[28.11.88] Um dem Problem des "Was?" der Sprache näher zu kommen, entwickelt Humboldt die Idee der Vermittlung. Ich interpretiere diesen Abschnitt mit dem Wissen um Humboldts spätere Thesen in den folgenden Schriften, so daß es sein kann, daß meine Interpretation zu weit greift und der damalige Humboldt daran noch nicht gedacht hat.

Die Frage ist nun, was in der Sprache organisch geformt wird und was das Gestaltende ist. Zu dieser Frage kommt Humboldt auf dem Weg der Frage nach der Methodik des Sprachstudiums. Nach seiner Auffassung ist das Wesen der Sprache bei der Betrachtung einer einzigen Sprache noch nicht erfaßbar. Man kommt zu ihm erst, wenn man immer mehr verschiedene Sprachen betrachtet. Dabei wird sowohl die Individualität einer jeden Sprache als auch die Universalität der Sprache schlechthin immer deutlicher.

Es ist zu bemerken, daß dies eine empirische Forderung ist, denn grundsätzlich müßte es möglich sein, das Universelle und zugleich das Individuelle einer Sprache durch die Kraft der Vernunft allein abzusondern, nachdem man die Sprachidee als solche erfaßt hat. Gerade bei Kindern ist dies nachvollziehbar; denn es ist bekannt, daß viele Kinder Sprachen erfinden. Dies ist ein Beweis dafür, daß Kinder die Distanz zwischen ihrer eigenen Sprache und der Sprachidee intuitiv erfassen.

So müßte man demnach sagen, daß allein das Wissen um die Sprachidee genügt, um das Universelle an einer Sprache festzustellen. Das Sprachstudium wäre dann nur ein empirischer Weg dazu. Es ist aber aus empirischer Sicht hilfreich, im Vergleich verschiedener Sprachen

Gleiches festzustellen, das man dann auf die Sprachidee, die allen Sprachen zugrundeliegt, zurückführen oder dem Zufall der Geschichte zuschreiben kann.

Bei Humboldt geht es jedoch nicht nur um das empirische Prinzip, sondern darum, daß die Verschiedenheit selbst, die Mannigfaltigkeit als solche, zum Wesen der Sprache gehört und das anthropologische Studium die Mannigfaltigkeit zu rechtfertigen hat. Dies ist jedoch für Humboldt noch nicht das wichtigste.

Wesentlich ist, daß Humboldt damit zur Idee der Sprache als Vermittlung gelangt. Auf dem Wege der Analyse und des Vergleichs verschiedener Sprachen nämlich komme man notwendigerweise über die Sprache hinaus, da man zugleich zu dem in der Sprache und durch die Sprache Gegebenen komme. Hierzu schreibt Humboldt folgendes:

Wenn man diesen Weg [den Weg des Sprachstudiums in bezug auf verschiedene Sprachen] richtig verfolgt, gelangt man indess freilich selbst über die Grenzen des blossen Sprachstudiums hinaus. Denn die Sprache ist überall Vermittlerin, erst zwischen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwischen einem und dem andern Individuum; zugleich und durch denselben Act macht sie die Vereinigung möglich, und entsteht aus derselben; nie liegt ihr ganzes Wesen in einem Einzelnen, sondern muss immer zugleich aus dem andern errathen, oder errahndet werden; sie lässt sich aber auch nicht aus beiden erklären, sondern ist (wie überall dasjenige, bei dem wahre Vermittlung Statt findet, etwas Eignes, Unbegreifliches, eben nur durch die Idee der Vereinigung des, für uns und unsere Vorstellungsart, durchaus Geschiedenen Gegebenes, und nur innerhalb dieser Idee Befangenes. Ihre Betrachtung, die jedoch, um nicht chimärisch zu werden, von der ganz trocknen, sogar mechanischen Zergliederung des Körperlichen und Construirbaren in ihr anfangen muss, führt also bis in die letzten Tiefen der Menschheit. (Werke V, 122)

Zunächst fragt man sich bei einer Sprachanalyse ganz unschuldig, was dies oder jenes bedeutet. Wenn man jedoch fragt, was *bedeuten* bedeutet, so kommt man zum Wesen der Sprache und zugleich über die Sprache hinaus, da es eben zum Wesen der Sprache gehört, auf ein anderes als sie selbst hinzuweisen. In meinem Bedeuten ist immer auch zugleich der andere, der Sprechende gegeben. Man entdeckt also, daß die Sprache doppelte Vermittlung ist:

- Einerseits ist sie Vermittlung zwischen dem Ich und dem Sein. Dieses nennen wir, wenn wir Humboldt interpretieren, die objektive Dimension der Sprache.
- Andererseits ist sie Vermittlung zwischen dem Ich und dem Du: Dies nennen wir die intersubjektive Dimension der Sprache, ihre Alterität.

Die Sachen sind für mich dies und jenes in der Sprache und durch die Sprache. Die Sprache ist eben Vermittlerin, weil sie als meine Bedeutung, als mein Wort mir gehört, eine Form von mir selbst ist, durch die objektive Ausrichtung der Bedeutung jedoch die Sache nicht nur in ihrer Objektivität beläßt, sondern eigentlich in ihre Objektivität rückt. Die bedeutete Sache ist nicht einfach Eindruck und meine Vorstellung, sondern etwas als außerhalb von mir selbst

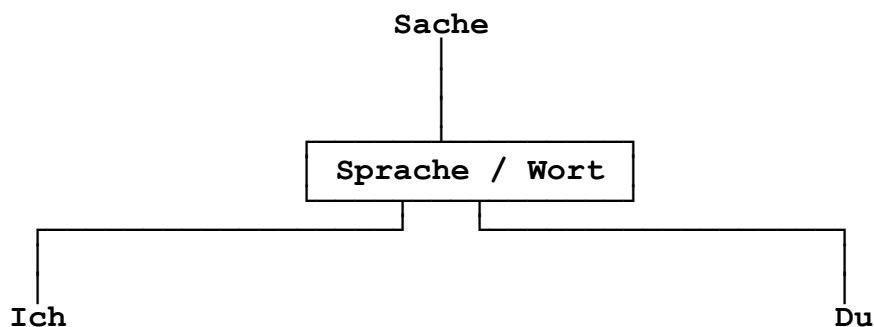
Bestehendes und Vorgestelltes. Bedeuten ist aber zugleich ein Bedeuten für einen anderen. Und in gewisser Hinsicht könnte man sagen, daß die Sprache die Vereinigung von Ich und Du ermöglicht, weil sie das Ich dem Du vermittelt und umgekehrt. Diese Vermittlung setzt aber voraus, daß das Ich und das Du schon analog, bereits virtuell vereinigt sind. Das Du muß schon als ein anderes Ich verstanden sein, es muß die gleichen Bedeutungen und dadurch die gleichen Sachen kennen.

Gerade die Tatsache, daß die Sprache einerseits Vermittlung zwischen dem Ich und dem Sein ist und dadurch die Objektivität der Sachen begründet, führt uns auf die andere Seite: die intersubjektive Vermittlung der Sprache. Die Vermittlung zwischen dem Ich und dem Sein ist nur zugleich als Vermittlung zwischen dem Ich und dem Du gegeben. Denn durch diese Vermittlung haben wir die gleichen Bedeutungen und beziehen uns auf die gleichen Sachen, die objektiv gegebene Sachen sind.

Das Du wird als anderes Ich verstanden, weil es die gleichen Sachen kennt: als Voraussetzung selbst der Du-heit. In dieser Hinsicht entsteht die Sprache aus der Vereinigung und manifestiert zugleich die Vereinigung. Sie zeigt, daß man die Einheit schon im voraus angenommen hat.

Wenn ich etwas ganz Einfaches sage, beispielsweise *Pferd*, dann sage ich nicht etwas, was nur für mich Pferd ist (denn ich sage nicht *Pferd* und denke "Esel"), sondern etwas, was für jeden, der das Wort verstehen kann, dasselbe ist und sein soll. Bedeuten setzt voraus, daß Bedeutung nicht nur meine Bedeutung ist, sondern intersubjektiv ist, indem sie auf Sachen hinweist. Mein Verhältnis zu einer Sache bildet sich über die intersubjektive Bedeutung, so daß die Sache selbst im Akt des Bedeutens als etwas aufgefaßt wird, was auch für andere dieselbe Sache ist. So kann man auch sagen, daß die Sprache gerade diese im voraus angenommene Identität der Sache für mich und für andere zeigt, daß sie Kommunikation von etwas ist, indem sie Kommunikation mit einem anderen ist.

Schematisch kann diese Vermittlung in der dreifachen Dimensionalität der Sprache dargestellt werden, und zwar mittels des Sprachdreiecks oder der Drei-Personen-Struktur der Sprache:



Die Sache wird durch das Wort in ihre Objektivität gerückt, denn die Sache ist ohne die Sprache nicht als Sache gegeben. Die Sprache ist Vermittlung zwischen Ich und Du. Sie vermittelt aber nicht bloß die Ichheit, sondern die objektive Sache für uns beide, also die objektive Dimension der Sprache. Die Sache selbst befindet sich durch die Sprache zwischen uns beiden. Ich meine die Sache, indem ich sie auch als von dem anderen gemeint meine. Man denkt immer wieder, man würde sich seine eigenen Sachen vorstellen. Wenn man aber ein Wort sagt, so meint man eine Sache, die auch von anderen in gleicher Weise so gemeint ist.

2.2.7. Die Vermittlung von Wort und Sache

Da nun die Sprache Vermittlung ist, muß man sie auch, um sie zu verstehen, als Vermittlung denken. Es gehört zum Wesen der Vermittlung, daß man in den Bereich des Vermittelnden oder des Vermittelten abweicht, wodurch die Vermittlung selbst verlorenght und auch das Vermittelte und das Vermittelnde nicht mehr solche sind, also nicht mehr das, was sie nur in der Vermittlung sind. Humboldt sagt in dieser Hinsicht bezüglich der ersten Dimension der Sprache folgendes:

Man muss sich nur durchaus von der Idee losmachen, daß sie sich so von demjenigen, was sie bezeichnet, absondern lasse, wie z.B. der Name eines Menschen von seiner Person, und daß sie, gleich einem verabredeten Chiffre, ein Erzeugniss der Reflexion und der Uebereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menschen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen sey. (Werke V, 122-23)

Dies bedeutet: Wenn man die Sprache als Zeichensystem sieht, das für anders gegebene Sachen steht, versteht man sie eben schon nicht mehr als Vermittlung. Denn die Sachen sind dann als außerhalb der Vermittlung bestehend und gerade als nicht vermittelt gedacht. Sie sind dann gerade nicht in dieser doppelten und vermittelnden Funktion gegeben. Dies ist eben die Gefahr bei der Idee von der Sprache als eines Zeichensystems oder als einer Semiotik unter anderen Semiotiken. Die Tatsache, daß für dieselben Bedeutungen der Sprache andere Semiotiken möglich sind, bedeutet gar nicht, daß die Sprache einfach eine Semiotik wäre, sondern nur, daß die Sprache Semiotiken ermöglicht. Die Sachen, die durch die Sprache vermittelt sind, können eben auch vom Verstand festgehalten und anders benannt werden. Die Sprache ist das Modell aller Semiotiken.

Die Sprache als Vermittlung zu begreifen, bedeutet, daß man sie gerade in ihrem Bezug auf ein anderes, was nicht sie selbst ist, denkt. Die Sprache ist nicht das andere und das andere ist nicht Sprache, aber die Sprache ist nur Sprache im Bezug auf ein anderes, und das andere ist nur in der Sprache als etwas gegeben. Wenn das andere keinen Namen hat, so ist es ein "das" (so wie in

"Was ist das?"). Aber auch in diesem Fall ist es sprachlich gegeben, nämlich als ein "das". Anders gesagt: Das Wort ist bedeutendes Wort nur in bezug auf die Sache, sonst ist es selbst eine Sache, die benannt werden kann. Die Sache ist diese oder jene Sache eben nur in dieser virtuellen Bezeichnungsrelation und nicht irgendwie an sich.

Dieser Tisch zum Beispiel ist ein Tisch, ein Gegenstand, ist ein Stück Holz, etwas Gelbes, etwas Viereckiges, ein Brett mit Beinen usw. je nach der Benennung. Die Sache ist dieses oder jenes nur in einer bestimmten Bezeichnungsrelation. Hiermit meine ich auch, daß das Wort ohne einen Bezug zur Objektivität auch kein Wort mehr ist. Aristoteles sagt es mit seiner üblichen Einfachheit:

Das Wort als Name ist immer geeignet, denn entweder ist es Name oder, wenn es nicht etwas bedeutet, ist es auch kein Name mehr.

Aber auch die Sache existiert nicht als solche, denn in diesem Fall verliert die Sache ihre Objektivität als eine solche Sache, da sie ja nur durch die Bedeutung in die Objektivität rückt als eine bestimmte Sache. Ohne das Wort ist die Sache nur ein unaussprechbarer momentaner Eindruck von mir und nichts anderes.

Humboldt spricht sich gegen diese beiden Möglichkeiten aus. Eine andere Möglichkeit muß auch ausgeschlossen werden, von der Humboldt nicht spricht: Es gibt keine magische Identität von Wort und Sache, denn das Wort ist nicht die Sache. Das Wort Pferd ist weder das Pferd an sich noch ist es die Klasse Pferd. Gerade auch die Tatsache, daß wir das Pferd anders nennen könnten, hebt hervor, daß das Pferd eine Sache ist, die vermittelt wird in der Sprache. Auch in anderer Hinsicht ist das Pferd völlig anders als die Bedeutung 'Pferd'. Das Pferd gehört nicht wie die Bedeutung zugleich im ganzen mir und im ganzen dir. Es gehört zum Wesen der Vermittlung, daß in der Vermittlung das andere mitgegeben ist, aber gerade als ein anderes.

Wort und Sache sind etwas anderes, sie sind unterschieden, aber auf der anderen Seite sind sie eben auch nur in ihrer Relation gegeben.

2.2.8. Die Vermittlung zwischen Ich und Du

Das gleiche könnte man auch bezüglich der Vermittlung zwischen Ich und Du sagen. Auch das Du ist Du als ein anderes Ich nur in dieser Vermittlung. Außerhalb der Vermittlung ist es auch nicht mehr Du, dann wäre es ein Es, eine Nicht-Person, eine Sache, von der man sprechen kann. Das Er gegenüber dem Es hat die Eigenschaft, daß das Es ein potentiell Du ist. Auch das Ich kann von sich selbst "Ich" sagen.

Diese Beziehung zwischen dem Ich und Du wird von Humboldt noch weiter verfolgt. Nach der Feststellung, daß die Sprache nicht als Werk des einzelnen aufzufassen sei, fährt er fort:

Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht sie aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder staunenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes, und mit Gleichgültigkeit übersehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, und ist (um jetzt nicht der überirdischen Verwandtschaft des Menschen zu gedenken) die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, dass der Mensch nicht eine *an sich* abgesonderte Individualität besitzt, dass *Ich* und *Du* nicht bloss sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man bis zu dem Punkte der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und dass es in diesem Sinn Kreise der Individualität gibet, von dem schwachen, hilfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen bis hin zum uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich seyn würde. (Werke V, 123)

Es ist bei Humboldt gar nicht unüblich, daß ein Satz mehrere wichtige Ideen enthält, die gar nicht unmittelbar zusammenhängen. Dies ist auch hier der Fall; wir können vier Ideen unterscheiden:

- (1) Die Sprache entspringt dem Munde einer Nation. Dies hängt damit zusammen, daß es verschiedene Kreise der Individualität gibt.
- (2) Der Ursprung der Sprache erfolgt täglich. Die Sprache bricht aus dem Lallen jedes Kindes hervor.
- (3) Man darf die ursprüngliche Identität von Ich und Du annehmen.
- (4) Es stellt sich die Frage nach der Möglichkeit des Verstehens.

Wir beginnen mit dem dritten Punkt, nämlich der ursprünglichen Identität von Ich und Du. Man kann sich zuerst fragen, ob dies ein Anklang an Friedrich Schlegels Auffassung von der ursprünglichen Identität von Ich und Du im sogenannten Ur-Ich sein kann. Vielleicht spielt Steinthal darauf an, wenn er von der Mystik bei Humboldt spricht und sie damit rechtfertigt, daß die Ankündigung in Schlegels Zeitschrift erschienen ist. Die These ist zugleich ein Korrolar der von Humboldt selbst formulierten Einheit aller Menschen durch die Idee der Menschheit.

Bei Friedrich Schlegel, der ins Du auch die Natur aufnimmt, ist die angenommene Einheit von Ich und Du eine gegenstandsleere Vereinigung, und dies ist ein wesentlicher Unterschied zu Humboldt. Bei Schlegel geht es nicht um die Vermittlung von Ich und Du, die die gleiche Sache haben, sondern es ist eine Vereinigung von Ich und Du ohne Sache, weil das Du - auch die ganze Natur ist Du - das andere überhaupt ist. Es ist eine Vereinigung ohne gemeinsame Sache, eine bloße Kundgabe des Ich und des Du. Es ist so, als ob das Ich und das Du durch die bloße Kopräsenz ohne Worte miteinander "kommunizieren", da es sich nur um eine Behauptung des Andersseins handelt. Bei Humboldt ist es anders, was gerade durch die erste Dimension der Sprache, die objektive Dimension, deutlich wird: Die Gemeinsamkeit von Ich und Du ist die

Gemeinsamkeit der Sachen, die das Ich und Du gemeinsam haben und durch die Sprache als gemeinsam erscheinen. Hier haben das Ich und Du Gesprächsstoff.

2.2.9. Die Dimension der Alterität

[29.11.93] Das objektive Sein ist unser gemeinsames Sein. Es geht darum beim Ich und beim Du um das Verständnis der Welt, das gemeinsam ist und gemeinsam werden muß. Hier können das Ich und Du mit den gemeinschaftlichen Sachen gemeinsam operieren. Dies wäre eben nicht möglich, wenn ich annehmen würde, daß die Sachen für uns nicht die gleichen wären.

Die Alterität ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Dimension der Ich-heit. Es ist die Offenheit des Ich selbst, sein Anspruch auf seine eigene Universalität. Ich als Ich beanspruche meine eigene Universalität und die Universalität der Sachen, die ich durch Bedeutungen bezeichne, nicht als eigene Universalität, sondern als Universalität der Welt. Ich könnte diese Universalität nicht beanspruchen, wenn dies nur meine Sachen, meine privaten Sachen wären, wenn dies nur meine Welt im engeren Sinne wäre. Es muß die Welt der Sachen auch die der anderen sein, damit diese Sachen, diese Bezeichnungen objektiv sind und nicht nur meinen Vorstellungen entsprechen. Hierzu müssen aber auch die anderen potentielle Ichs sein, so daß ich den anderen diese potentielle Ich-heit verleihen muß, damit sie die Sachen in gleicher Weise aufnehmen, damit unsere Welt eine objektive Welt ist.

Diese Verleihung geschieht durch die Sprache. Wenn ich mit dem anderen spreche, nehme ich an, daß er jemand ist, der verstehen kann, d.h. so mit der Sprache operieren kann wie ich. Ich weiß es nicht ihm voraus, ob er dieselben Bedeutungen hat wie ich, ich verleihe ihm aber diese Fähigkeit. Ich gehe von einer potentiellen Du-heit aus, indem ich mich selbst als ein mögliches Du verstehe für das andere Ich. Daher ist die Du-heit nichts anderes als eine anerkannte potentielle Ich-heit. Sie ist deshalb verliehene Ich-heit, weil das nur Potentielle überhaupt nicht erkannt werden kann. Wir verleihen diese potentielle Ich-heit, die Fähigkeit, Sprache aufzunehmen und zu verstehen, nicht nur an Menschen, sondern auch an Tiere und an Sachen, wenn wir nicht mit Menschen sprechen können, als ob sie uns verstehen könnten. Hier stellen wir dann aber fest, daß sie uns nicht verstehen. Im Falle der Menschen haben wir aber auch die Bestätigung dafür, daß unsere Verleihung der Ich-heit nicht umsonst war, da wir merken, daß jene uns verstehen.

2.2.10. Das Problem des Verstehens

Wir sind damit bereits beim vierten Punkt angelangt, beim Problem des Verstehens: Sprache ist nicht nur Sprechen, sondern in erster Linie Verstehen. Was sagt nun Humboldt dazu?

Wir nehmen an, daß uns die anderen verstehen, indem wir den anderen diese Möglichkeit des Verstehens verleihen. Damit sie uns aber verstehen, müssen wir auch verständlich sprechen. Da grundsätzlich jeder nur seine eigenen Bedeutungen denken und somit verstehen kann, muß man sich darum bemühen, die Bedeutungen der anderen kennenzulernen, um stets mit diesen Bedeutungen zu sprechen, so daß das Ich zum Du wird, die Ich-heit des anderen übernimmt. Und genau dies ist "Sprache lernen", wie es auch die Kinder tun.

Sprache lernen ist nicht äußeres, das wir uns aneignen. Das Kind versucht stets, die Bedeutungen der Umwelt zu seinen eigenen zu machen. Hierbei verzichtet es auf seine eigenen Sprachschöpfungen. Das Kind bleibt nur in dem Maße bei seinen eigenen Bedeutungen, wie sie von den anderen gelernt und übernommen werden. Falls sich dies aber nur auf einen bestimmten Kreis bezieht (z.B. Familienkreis), dann wird es auf diese bestimmten Bedeutungen, auf diese kleine Sprache der Familie verzichten. Der Prozeß der Spracherlernung dauert daher ein ganzes Leben lang und kann nie vollendet sein. Man übernimmt stets die Sprache der anderen, und das Gespräch über die Sprache ("Wie bitte? Wie verstehen Sie das?") wird niemals abbrechen.

Das Verstehen wäre sicherlich unmöglich, wenn jedes Ich in sich geschlossen bleiben würde. Das Verstehen wäre ein Geheimnis, wenn es nur Tatsache wäre. Es ist aber nicht nur Tatsache, sondern es ist ständige Aufgabe der Übernahme der anderen in uns selbst. Das Verstehen ist dann nur in dem Maße Tatsache, wie wir diese Aufgabe erfüllt haben. In dieser Hinsicht ist das Verstehen stets ein Verstandenhaben, die Erfüllung einer Aufgabe.

2.2.11. Sprache und Nation

Das Problem des Verstehens führt uns nun zur Frage des Verhältnisses zwischen der Sprache und der Nation. Dies ist ein Punkt, den ich für eine besondere Schwäche Humboldts halte. Steinthal hatte vielleicht diesen Punkt vor Augen, wenn er ihn spinozistisch nannte. Humboldt denkt eigentlich naturalistisch, er denkt die Nationen als *species*, als naturgegeben, als eine natürliche Einteilung der Menschheit. Hier finden wir eine Inkohärenz in seinem anthropologischen Denken, denn die Nation ist nicht ein Gegebenes, sondern ein Werdendes. Sie ist nur in dem Maße gegeben, indem sie schon geworden ist. Es gibt nicht die deutsche Nation, wenn diese Nation nicht vom einzelnen als solche angenommen wird. In diesem Sinne ist aber auch die Nation eine Dimension des einzelnen.

Man sollte auf Formulierungen wie "Die Sprache entspringt aus dem Munde der Nation" verzichten. Denn die Sprache entspringt gewiß nicht aus dem Munde der Nation, auch nicht aus dem Munde des national nicht determinierten einzelnen. Die Nation, die Kollektivität als solche hat keinen Mund und kann weder sprechen noch etwas anderes tun.

Heute hat die Angst vor der persönlichen Verantwortung dazu geführt, daß man immer wieder "wir" anstelle von "ich" sagt. In Wirklichkeit aber glaubt und will jeweils nur der einzelne, und nur der einzelne schafft. Der Schöpfer kann unbekannt sein, aber: "Die Kinder von unbekanntem Eltern sind nicht Kinder eines Kollektivums." (Stefanini) Das kollektive Schaffen ist nur eine Metapher, denn nur das Individuum kann konkret schaffen. Das Schaffen des Individuums kann aber, wie Hegel es formulierte, dem Geist der Nation entsprechen und ihn vertreten. Dann schafft das Individuum nicht als Person, sondern als Vertreter der Nation, die das Individuum selbst als Aufgabe versteht.

Mit der Metapher ist gerade dies gemeint, so daß jeder zur Sprache beiträgt, denn schon die Übernahme einer Sprache oder eines Elementes der Sprache schafft Sprache, indem es eine Kontinuität der Sprache darstellt. Es kann aber auch gemeint sein, daß jeder in Vertretung der Gemeinschaft schafft. Dies ist wiederum wahr, denn diejenigen, die Sprache schaffen, schaffen innerhalb einer bestimmten Sprache aufgrund bestimmter historischer Traditionen. Sie meinen nicht, daß sie ihre private Sprache schaffen, sondern daß sie deutsche, italienische oder französische Sprache schaffen. Sie sagen auch nicht, daß sie in der einen Weise sprechen, sondern beziehen das auf die jeweilige Sprache: "So sagt man im Deutschen, im Französischen" usw.

Auch bei seinem individuellen Schaffen übernimmt man diese Verantwortung gegenüber der Sprache schlechthin und der objektiven Sprache der Gemeinschaft. Dies geschieht, wenn man die Kollektivität, die Gemeinschaft, als eine ständige Dimension und ständige Aufgabe des einzelnen versteht. Die Sprache entspringt demnach stets dem Munde eines einzelnen, der als ein Vertreter einer Nation auftritt, der diese besondere Alterität besitzt. In diesem Sinne läßt sich dann sagen, daß die Sprache dem Munde der Nation über den Mund des einzelnen entspringt - als Metapher. In diesem Sinne könnte man auch sagen, daß die Sprache dem Mund der Menschheit entspringt.

In der Tat beansprucht jede Sprache die Universalität für die Menschheit schlechthin. Ihre Unterscheidungen werden nicht als relativ verstanden, sondern als solche, die der Welt für die Sprecher wirklich entsprechen, die auch alle Menschen treffen müßten. Daher nennen sich viele Völker einfach die Sprechenden, die Sprache haben. Die anderen gelten als die Stummen, die nicht Sprechenden.

Es gibt eine Volksetymologie, nach der der Name "nemce", den die Slawen für die Germanen, speziell für die Deutschen prägten, auf 'stumm' zurückgeht, da sie kein Slawisch sprechen

konnten. Dies ist nicht sicher, aber wichtig ist, daß dies so interpretiert wurde und daß das Wort mit dem Wort für 'stumm' in den slavischen Sprachen zusammenfällt. Jede Sprache beansprucht also für sich die Universalität. In diesem Sinne könnte man sagen, daß man auch in Vertretung der Menschheit schlechthin spricht.

Geht man davon aus, daß nur das Individuum sprachlich schafft, d.h. daß das sprachliche Schaffen nur beim Individuum konkret erfolgt, dann bedeutet dies, daß das Individuum als solches Universalität beansprucht und in seinem Sprechen die Menschheit schlechthin vertritt. Deshalb kommt es auch zur Krise der Individualität je nach der überindividuellen Individualität, die man übernimmt. Man spricht als Tübinger, als Schwabe, als Deutscher, als Westeuropäer, als Europäer, als Mensch, und manchmal sagt man auch, daß man als ein Vertreter dieser Gruppen sprechen will. In Wirklichkeit spricht man aber zugleich als Tübinger, als Schwabe, als Deutscher, als Westeuropäer, als Europäer, als Mensch, allerdings mit den hier möglichen Akzentverschiebungen.

Mit diesen Bemerkungen zum Punkt "Sprache und Nation" schließen wir die Behandlung der "Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation" ab. Ich hoffe, daß ich in diesen Text nicht zuviel hineininterpretiert habe. Wir werden sehen wie sich Humboldts Denken in den anderen Werken entfaltet.

3. Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus

3.1. Allgemeines

[5.12.88] Die Einleitung zu dem geplanten, aber nie ausgeführten Werk zur Darstellung der amerikanischen Sprachen trägt den bezeichnenden Titel "Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus". Die Schrift stammt ebenfalls aus dem Jahre 1812¹ und kann als eine weitere Phase in der Entfaltung der Sprachauffassung Humboldts angesehen werden. Sie steht in der Übergangsphase zwischen der Ankündigung der Schrift zum Baskischen und der Abhandlung zum vergleichenden Sprachstudium zu tun.

Das Thema ist wiederum das gleiche: Sprache und Mensch. Es ist für die Denkart von Humboldt kennzeichnend, daß er das gleiche Werk zumindest fünfmal geschrieben hat: die "Ankündigung", den "Sprachtypus", das "Sprachstudium", die "Verschiedenheiten" und den "Sprachbau".

Bei Humboldt kommt der Begriff "Typus" nicht häufig vor. Er verwendet *Typus* in einer andere Bedeutung als die von uns heute gebräuchliche, denn er versteht unter diesem Begriff "Struktur" oder "Bau". Für das, was wir heute *Sprachtypus* nennen würden, verwendet Humboldt den Begriff *Form*, und zwar als charakteristische Form, als Form, die die Sprache selbst gestaltet.

3.2. Wiederaufnahme von Ideen der Ankündigung

Einige Ideen aus der "Ankündigung" werden in dieser Schrift fast wörtlich wiederholt. Humboldt formuliert die Idee des Organismus und die Idee der Nicht-Konventionalität der Sprache: Die Sprachen seien nicht Anhäufungen von konventionellen, an sich gleichgültigen und nur bequemen und leicht verwendbaren Zeichen. Alles in einer Sprache beruhe ohne Ausnahme auf

¹ Gesammelte Schriften, ed. Leitzmann, Bd. 5, Berlin 1906, 364-473. Leitzmann datiert das Manuskript auf die Jahre 1824-26. Es ist nicht ganz klar, ob hier auf dieses Manuskript oder auf eine etwaige frühere Fassung Bezug genommen wird.

einer offensichtlichen, manchmal aber auch verdeckten Analogie, und ihr Bau sei bis in die feinsten Teile ein organischer Bau. Diese Idee wurde traditionell; man weiß allerdings nicht genau, auf welchen Wegen. Ihre Formulierung durch Antoine Meillet wurde in der Sprachwissenschaft berühmt: "La langue est un système où tout se tient" (Eine Sprache ist ein System, in dem alles mit allem zusammenhängt) (Meillet 1938, 16)f. Das Zitat wurde oft Saussure zugeschrieben; man findet dort aber nur die Idee, nicht die Formulierung. Wahrscheinlich kommt die Idee bei Saussure direkt oder indirekt von Humboldt.

Beim Anwenden des Begriffs des Systems stellt man fest, daß man eine historische Sprache nicht mit einem System im Sinne Meillets gleichsetzen kann, sondern konkret nur eine Einzelsprache im Sinne einer funktionellen Sprache als einer einheitlichen Sprache. Der Systembegriff betrifft demnach die Dimension der Einheitlichkeit und nicht die Dimension der Varietät der Sprache.

Das gleiche Wiederaufnahme einer Idee der "Ankündigung" kann man beim Ursprung der Sprache feststellen. Ebenso werden die Idee der Vermittlung und die Idee des Verhältnisses von Sprache und Nation aufgenommen und präzisiert.

Humboldt hebt vor allem die erste Dimension der Vermittlung (Mensch - Universum), also die objektive Dimension hervor. Das Wort schafft für den Menschen die Welt als diese Welt und macht den Menschen fähig, sein eigenes Werk zu begreifen, und zwar dadurch, daß die Sprache eine Projektion der Ideen in die Äußerlichkeit sei, wodurch die Ideen selbst objektiv und zugleich klarer und deutlicher werden.

Auch die intersubjektive Dimension erfährt eine weitere Präzisierung, und zwar in dem von uns schon erörterten Sinn: Beim Sprechen werde der Mensch von einem unwiderstehlichen Gefühl der Gemeinsamkeit, der Gemeinschaftlichkeit bewegt. Er setze demnach die Einheit mit dem anderen, die Gemeinsamkeit der Bedeutung und dadurch die in der Bedeutung gegebenen Sachen voraus. Man spreche schon mit der Gewißheit, daß man überhaupt verstanden werde. Die Sprache sei zwar nicht Übereinkunft, man spreche aber so, als sei bereits eine solche vorhanden. Dies ist die Begründung der Idee der Konventionalität bei David Hume: es gebe keine Übereinkunft, aber man handle so, als ob es eine geben würde. Die Gemeinschaft wird im voraus angenommen, sie gehört zu den Voraussetzungen der Sprache. Wenn man dies versteht, so hat man schon einen guten Teil vom Wesen der Sprache verstanden.

In bezug auf das Verhältnis von Sprache und Nation nimmt Humboldt die Idee der Individualitätskreise wieder auf. Er betont, daß die Sprache nicht das Werk eines einzelnen ist. Auf der anderen Seite spricht er aber davon, daß sie aus dem Mund einer Familie, eines Stammes, einer Nation hervorbricht. Dies geschieht je nach der Gemeinsamkeit, die der einzelne übernimmt und vertritt. Darüberhinaus werden hier Sprachschöpfer angenommen. Mit ihnen meint Humboldt einzelne Individuen, die als einzelne den Geist der Nation in höchstem Maße

vertreten. Im Konkreten schafft somit doch das Individuum, aber nur als Vertreter der Nation. In diesem Sinne ist nach Humboldt die Analyse einer Sprache zugleich die geistige Biographie der Genies, die von der Sprache erzeugt wurden und die ihrerseits die Sprache erzeugten.

Die Grenze ist bei diesem Individualitätskreis zu suchen, bei dem, was der Sprecher jeweils annimmt von der Familie, der Nation, der Menschheit, denn die Sprünge von einem Kreis zum nächsten sind in gradueller Hinsicht nicht gleichartig. So wird der Bund der Nation von Humboldt stets betont, da sich hier die Universalität der Sprache nur noch in ihren verschiedenen Einzelsprachen ausdrücken kann. Humboldt sieht den Übergang von der historischen Sprache zur Sprache im allgemeinen auf der Ebene der Nationen: hier muß die Universalität der Sprachen im Rahmen völlig anders gebauter Sprachen gesehen werden.

3.3. Neue Ideen im Sprachtypus

3.3.1. Zur Idee vom Weltbild

Wir hatten schon gesagt, daß man in den "Grundzügen des allgemeinen Sprachtypus" auch einige Ideen zum ersten Mal explizit findet, die in der "Ankündigung" nur impliziert sind, nämlich die Idee vom Weltbild, die Energeia-Idee und die Idee von der Sprache als Dasein des Geistes (Die Termini gehen nicht auf Humboldt zurück, sondern stammen von uns).

Die Idee vom Weltbild erscheint im Zusammenhang des Verhältnisses von Sprache und Nation. Für Humboldt sind die Sprachen zwar zum großen Teil Werk der Nationen, beherrschen zum anderen aber auch die Nationen: sie schließen sie in einen bestimmten Kreis ein und machen zum Teil sogar die Unterschiede im Nationalcharakter aus. Dies ist die gefährlichste Formulierung, entspricht jedoch nicht mehr seiner später vertretenen Auffassung.

Humboldt behauptet, es gebe eine so enge Einheit zwischen Sprache und Nationalcharakter, daß es müßig sei zu fragen, ob der Nationalcharakter die Sprachen determiniere oder umgekehrt, ob die Sprachen Ergebnis oder Ursachen des Nationalcharakters seien, denn der Einfluß sei stets wechselseitig. Deshalb würde sich in der Sprache auch immer der besondere Gesichtspunkt widerspiegeln, von dem aus die Nation das Universum begreift. Dies ist nun der Kern der Weltbildidee, die man bei Humboldt Perspektivismus genannt und oft als Relativismus interpretiert hat.

Meines Erachtens ist diese Interpretation des Relativismus nicht ganz korrekt, wenn man gerade auch den späteren Formulierungen Rechnung trägt. Der Perspektivismus kann auch in folgender Weise erklärt werden: Jede Sprache ist ein Gesichtspunkt oder eine Perspektive, unter der man

die Welt auffaßt. Dies setzt aber nicht eine unerkennbare Welt voraus, was dem sogenannten Kantianismus von Humboldt entsprechen würde. Es bedeutet auch nicht, daß es verschiedene, in sich geschlossene und nicht miteinander kommunizierende Welten geben muß.

Die Welt des Menschen ist im ganzen in der Sprache gegeben, ohne daß es dabei ein Jenseits der Erkenntnis gibt. Außerdem ist die Welt nur eine, die aber in einer jeweils anderen Perspektive erfaßt wird: in einer anderen Sprache. Es gibt nicht eine Welt an sich, die unabhängig von der Sprache existiert und dann verschiedene Sprachen hervorbringt, die keine Kommunikation untereinander kennen. Dies ist die übliche Vorstellung vom Weltbild. Man muß sich vielmehr eine Welt vorstellen, die zwar jeweils von verschiedenen Standpunkten aus gesehen wird, aber doch im ganzen von einer Sprache erfaßt ist. Somit ist der Perspektivismus von Humboldt weder Partialisierung noch Getrenntheit der Weltbilder. Die Formativität ist die gleiche, die Welt ist ebenfalls die gleiche. Nur der Gesichtspunkt, der zugleich auch die Grundlage für die Einheit der Welt in jeder Sprache ist, ist verschieden.

Wenn wir Die Idee vom Weltbild in dieser Weise interpretieren dürfen, dann stimmt auch hier Humboldt mit Hegel überein: Es gibt zwar andere Sprachen und andere Vorstellungen, aber nicht eine andere Welt und nicht die Unmöglichkeit, von einer Sprache zu einer anderen Sprache zu gelangen. Denn der Perspektivismus schließt gerade ein, daß unendlich viele andere Möglichkeiten als virtuelle Sprachen zugelassen werden. Dies hatten wir durch den Hinweis auf die Kinder, die Sprachen erfinden, bestätigt. Denn niemand hat den Kindern gesagt, daß es andere Sprachen gibt.

3.3.2. Zur Energeia-Idee

Die Energeia-Idee erscheint im "Sprachtypus" in einer noch elementaren Form. Sie steht im Zusammenhang mit der Frage des Sprechens dem Sprachsystem gegenüber. Außerdem erscheint sie etwas klarer im Zusammenhang mit der Frage der Spracherlernung. Humboldt unterscheidet nämlich im Sprachsystem die grammatische und lexikalische Organisation und die Gesamtheit der Wörter einer Sprache. Die Sprache selbst sieht er als Kombinationssystem von auf unendlicher Weise kombinierbaren Elementen einerseits und als die Anwendung dieses Systems andererseits.

Unter der Anwendung des Systems versteht Humboldt zuerst die verschiedenen Formen, unter denen dasselbe Sprachsystem in einer Gemeinschaft erscheinen kann, nämlich stufenweise von den Gruppensprachen bis zu den Individualsprachen. Diese Stufen können auch als Realisierungsnormen bezeichnet werden. Zum zweiten erscheint die Anwendung des Systems im Sprechen, das unendliche Modifizierungen zuläßt. In diesem Sinne will Humboldt das Attribut "schöpferisch" verstanden wissen.

Auf der anderen Seite schafft man auch die Sprache selbst. Humboldt versteht die Spracherlernung nicht im üblichen Sinne. Die Kinder bilden vielmehr aufgrund von nur fragmentarischer Spracherfahrung Formen und Flexionen, die dem jeweiligen Sprachgeist entsprechen. Die Erwachsenen lernen niemals alle Wörter und Sätze, sondern erraten einen guten Teil davon. Nach Humboldt erlernt man in Wirklichkeit nicht den Stoff einer Sprache, sondern die Fähigkeit, sie zu begreifen und zu schaffen. Hier geht es demnach um eine schöpferische Tätigkeit, die die Sprache aufgrund von Erzeugungsprinzipien, die in der Sprache intuitiv entdeckt werden, selbst schafft. Diese schöpferische Tätigkeit wird aber noch nicht "energeia" genannt, und auch die Identifikation mit der Sprache findet noch nicht statt, wie dies später der Fall ist.

Die Anwendung des Systems bedeutet somit einerseits Normen und andererseits die Realisierung des individuellen Sprechens mit unendlichen Modifizierungen. Die unendlichen Modifizierungen und das Schaffen der Sprache sind bei Humboldt eins, so daß gerade diese mögliche Unterscheidung der Anwendung der Sprache und des Weiterschaffens der Sprache bei Humboldt nicht erscheint. Man vergleiche dazu meinen Aufsatz "Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur" (1970). Bei Humboldt wird die Energeia-Idee nur apodiktisch formuliert. Ich selbst habe versucht, sie in der Unterscheidung von Norm, System und Typus, auf den ich zurückkomme, für die praktische linguistische Beschreibung zu nutzen.

3.3.3. Die Sprache als Dasein des Geistes

[6.12.88] Im "Sprachtypus" beantwortet Humboldt die Frage, was die Sprache sei, nachdem er sich in der ersten Hälfte mit der Frage beschäftigt hatte, was in der Sprache organisch geformt werde. Diese Frage hatte er mit dem Hinweis beantwortet, daß die Sprache einer doppelten Vermittlungsfunktion nachkomme. Außerdem sieht er die Sprache als Stoff für eine Form, insofern, daß sie etwas Gestaltetes ist, aber wiederum die Welt zum Stoff hat.

Was ist nun das Gestaltende, das die Sprache selbst als etwas Gestaltetes schafft? Humboldt antwortet, daß es der menschliche Geist, die menschliche Kreativität ist. Humboldt beantwortet diese Frage im Rahmen der Verschiedenheit der Sprachen indirekt. Die Sprachen, die einerseits unendlich verschieden sind, finden nach Humboldt ihre Einheit in der Sprachfähigkeit des Menschen. Diese Sprachfähigkeit, die Fähigkeit, Sprachen zu gestalten, sei auch der eigentliche Gegenstand des Sprachstudiums. Diese fällt nach Humboldt mit dem menschlichen Geist zusammen.

In der Tat sei das Ziel des Sprachstudiums die Erkenntnis des Umfangs und der Entwicklung des menschlichen Geistes. Dieses Ziel erreiche man schon beim Studium einer einzigen Sprache, da jede Sprache den menschlichen Geist, den Geist der Menschheit im ganzen, darstellt, wenn auch

von einer einzigen Seite her. Man untersucht stets bei einer Einzelsprache das Perspektivische, so daß man feststellen kann, daß es andere unendliche Möglichkeiten derselben Art der Gestaltung, derselben Art der Objektivierung der Sprachfähigkeit oder des menschlichen Geistes gibt. Somit ist die Sprache Darstellung bzw. Objektivierung des Geistes.

Geist ist bei mir nicht viel mehr als ein Terminus für die kreativen Tätigkeiten des Menschen, so daß der Geist nicht eine Substanz oder ein Subjekt dieser geistigen Tätigkeiten ist, sondern er ist diese Tätigkeiten selbst: er ist nur "energeia", nur Akt, nur kreative Tat. Deshalb gebrauche ich auch niemals den Terminus Geist, wenn ich von der Sprache oder anderen Formen der menschlichen Tätigkeiten spreche, denn dies wäre für mich tautologisch: Die Sprache ist Geist in dieser Hinsicht und nicht etwa Produkt des Geistes, denn Geist findet man in allen Tätigkeiten, die mit dem Selbstbewußtsein anfangen und die sich in historischen Formen objektivieren: in Sprachen, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Philosophie, in den menschlichen Institutionen.

Dies ist wohl auch die Meinung von Humboldt, auch wenn er nur den Begriff Geist verwendet. Geist ist wahrscheinlich nur die Kreativität selbst, zumal der Geist auch schon in einer einzigen Sprache im ganzen da ist. Zu sagen, daß die Sprache Geist sei, ist demnach dasselbe wie zu sagen, daß die Sprache eine schöpferische Tätigkeit sei. Somit sind wir erneut zum Begriff der "energeia" gekommen.

4. Über das vergleichende Sprachstudium (1820)

4.1. Allgemeines

Wir kommen nun zur dritten Darstellung der Ideen Humboldts zur Sprache, nämlich zur Akademieabhandlung "Über das vergleichende Sprachstudium". Es handelt sich hier um einen Vortrag, der am 29. Juni 1820 vor der Berliner Akademie gehalten wurde und das Humboldtsche Programm des Sprachstudiums im Umriß aufzeigt. Die Abhandlung ist deshalb wichtig, weil sie den ersten Versuch Humboldts darstellt, seine Auffassung vom Sinn des Sprachstudiums systematisch darzustellen. Die Schrift ist sehr schwer verständlich; die genauen Zusammenhänge sind nicht einfach festzustellen.

Wir finden im "Sprachstudium" punktuelle Entfaltungen der Gesamtkonzeption. Das Verhältnis von Sprache und Nation wird wieder angesprochen. Die Organismusidee erscheint in einer besseren Formulierung, die eindeutig zeigt, daß es um Organisiertheit geht und nicht um Organismus im biologischen Sinne:

Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das ganze durchdringende Kraft besteht. (Werke III 1963, 2-3).

Zugleich ist die Schrift aber auch ein Programm für das Sprachstudium und eine Rechtfertigung des Sprachstudiums.

4.2. Programm und Rechtfertigung des Sprachstudiums

4.2.1. Der Wert des Sprachstudiums

Was kann man bei den Sprachen untersuchen? Zunächst geht es Humboldt um das Sprachstudium für sich selbst, insofern man Sprachen nicht als Instrumente für etwas anderes untersucht. Es geht ihm darum, daß man Sprachen selbst als einen Gegenstand der Untersuchung

auffaßt, daß man die Kreativität, das Menschliche schlechthin, in den Sprachen selbst feststellt. Die Sprachen werden aufgefaßt als das "Wozu?" dieser Tätigkeit und nicht als Instrumente für etwas anderes. Der Wert der Sprachen und der in ihnen gegebenen Intuitionen wurde schon von Vico gesehen.

Man kann auch Sprachen untersuchen und erlernen, um eine andere Kultur zu erkennen. Dieses Unternehmen ist aber ein philologisches Studium und kein Sprachstudium, da es die Kenntnis der entsprechenden Literatur einschließt. Die Philologie untersucht und studiert nur diejenigen Sprachen, die auch eine bedeutende Literatur hervorgebracht haben. Das Sprachstudium als solches betrifft jedoch alle Sprachen, da keine Sprache in dieser Hinsicht uninteressant ist.

Nach Humboldt hat man zwei Aspekte bei den Sprachen zu untersuchen: einerseits den Organismus der Sprachen, was für alle Sprachen gilt, andererseits die Sprachen in ihrer Ausbildung, wobei erfaßt wird, was diese mit ihrem System sprachlich geschaffen haben:

Der Kürze wegen, will ich [...] die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und die

Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen. (Sprachstudium § 10, Werke III 1963, 6)

Wir werden sehen, daß Humboldt zwei Phasen in der Bildung der Sprachen unterscheidet: eine Phase, in der das Sprachsystem, der Organismus einer Sprache, in einem einzigen Augenblick entworfen wird und schon virtuell im ganzen besteht. Er geht aus von einem Schaffen des Systems der Möglichkeiten, einem Verstehen der Prinzipien, nach denen man weiter Sprache schafft. Daran schließt sich eine zweite und längere Phase der Ausbildung der Sprachen an. In dieser Phase schafft man mit dem gegebenen System Formen, Wörter und Konstruktionen.

Der große Unterschied zwischen einer Ursprache oder Primitivsprache und einer ausgebildeten Sprache liegt nicht im Organismus, denn in dieser Hinsicht sind nach Humboldt alle Sprachen gleich. Er behauptet sogar im Gegenteil, in bezug auf den Organismus sei die Kohärenz in den sogenannten Primitivsprachen größer und höher. In den ausgebildeten Sprachen habe man auch Zufälliges und Abweichendes. So formuliert Humboldt

die merkwürdige Beobachtung, daß eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist [...] (Werke III 1963, 13).

Er meint damit, daß bezüglich des Organismus alle Sprachen gleich, in der Ausbildung jedoch gewisse Sprachen viel weiter fortgeschritten seien als andere. Auch in diesem Zusammenhang betont Humboldt, daß das Altgriechische die "vollkommene" Sprache in beiderlei Hinsicht sei: bezüglich der Organizität und der sinnvollen kohärenten Ausbildung.

Das Studium der Sprachen für sich selbst ist einerseits das Studium des Organismus, andererseits das Studium der Ausbildung der Sprachen. Dabei studiert man nicht die Sprache allein, sondern eigentlich vier Gegenstände: die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung und die einzelnen Nationen.

4.2.2. Das Sprachstudium für sich selbst

Was bedeutet aber nun genau das "Studium der Sprache für sich selbst"? Zuerst bedeutet es Studium der Einzelsprache. Aber dieses zielt nicht nur auf die Eigentümlichkeiten der Sprachen ab, sondern sucht jede Sprache als innerlich motiviert und im ganzen zusammenhängend bzw. kohärent zu verstehen. Einerseits wird demnach das System des Immanentismus behauptet, das später dann in der Humboldtschen Linguistik übernommen und angewandt wurde, so daß jede Sprache von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus untersucht wurde. Andererseits muß man im Sprachstudium und vergleichenden Sprachstudium alle Sprachen mit denselben Kategorien untersuchen, um festzustellen, wie sich in den verschiedenen Kohärenzen der Einzelsprachen doch das gleiche manifestiert, die gleiche Idee zu finden ist.

Wir haben demnach einen doppelten Sinn des Sprachstudiums, da es einerseits auf die innere Kohärenz einer Einzelsprache und andererseits auf das Betrachten einer Kategorie in jeder Sprache zielt. So ist einerseits die Einheit der Idee festzustellen und andererseits die Verschiedenheit der Realisierung in verschiedenen Zusammenhängen, denn die Verschiedenheit gilt bei Humboldt nur als unendlich unterschiedliche Widerspiegelung des Einheitlichen.

Man studiert tatsächlich die Sprachen, wenn man von diesen Systemen, die man in ihrer Kohärenz beschreiben kann, bis zur Sprachidee und bis zur Sprachfähigkeit kommt. Wenn man betreibt, was wir Linguistik nennen würden, hätte man das, was Humboldt für berechtigt, aber nicht für wesentlich für das Verständnis der Sprache schlechthin hält. Man würde bis zum Sprachbau, bis zu den Strukturen der Sprachen kommen. Man könnte auch historische Fragen stellen und einzelne geschichtliche Untersuchungen unternehmen (z.B. die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Sprachen, um zu einer Sprachfamilie zu kommen). In diesem Fall würde man aber nicht die Sprachfähigkeit als solche, sondern schon die Manifestation der Sprachfähigkeit untersuchen und eigentlich immer wieder das gleiche sagen, da man nur die Möglichkeit hätte, die verschiedenen Formen aneinanderzureihen, die stets dasselbe aussagen.

Das eigentliche Sprachstudium sei jedoch das Studium, das das eine und das andere vereinigt, das die Systeme und die Realisierungen auch der Einzelfakten in verschiedenen Sprachen als Manifestation der Sprachfähigkeit schlechthin sieht. Dies ist nach Humboldt das eigentliche Ziel

des Sprachstudiums, das auch auf dieser Ebene rein empirisch vorgeht, da Humboldt keine Trennung zwischen der empirischen und theoretischen Forschung vornimmt. Seine empirische Arbeit ist nur darauf aus, die Sprachfähigkeit in ihren mannigfaltigen Verwendungen zu ergründen. Er fragt, wie sich die Sprachfähigkeit schlechthin in unendlichen Formen manifestiert und gerade diese Mannigfaltigkeit motiviert.

[12.12.88] Beim Sprachstudium geht es also nicht nur um Sprachwissenschaft, die etwas in sich Geschlossenes zum Gegenstand hat, sondern darum, den Geist bzw. die Kreativität des Menschen in ihren verschiedenen Formen zu untersuchen. Es geht darum, die Einheit, die durch die Formativität gegeben ist, in der unendlichen Verschiedenheit ihrer tatsächlichen Realisierung zu erfassen. Dies kann man nach Humboldt auf zweierlei Weise tun:

- (1) Entweder man untersucht die Einheit und Eigentümlichkeit einer jeden Sprache, d.h. die Organizität im Sprachsystem, die ideelle Einheit einer jeden Sprache, und betrachtet die Sprachen jeweils als organische Individuen (immanentes Studium und Rechtfertigung des "Wie?" der Kategorien in ihrem Zusammenhang innerhalb einer Sprache). Hier betrifft die Formativität die Prinzipien einer jeden Sprache. Dieser Gedanke hängt zusammen mit der Formidee, auch wenn Humboldt dies nicht genau sagt.
- (2) Man kann eine bestimmte Kategorie in verschiedenen Sprachen vergleichend untersuchen. Hier wäre die Einheit dann durch das Geformte gegeben und durch eine Sprachidee oder einen Denkinhalt, der jeweils anders geformt wird, z.B. das Verbum in verschiedenen Sprachen.

Es werden offensichtlich zwei Arten von Einheit in der Sprache schlechthin angenommen, nämlich auf der einen Seite die organisch-strukturelle Einheit einer jeden Sprache, und auf der anderen Seite die Einheit aller Sprachen gerade im Gegenstand der jeweiligen Formativität.

Dies führt Humboldt zur Idee der ideellen Form einer jeden Sprache und zur Idee der Aufgabe der Sprachen. Deshalb ist das Sprachstudium um seiner selbst willen da. In den Sprachen selbst soll - so wie etwa in den Kunstwerken - die Kreativität festgestellt werden. Das Sprachstudium dient nicht etwa der Erlernung der Sprachen als Instrumente zum sprachlichen Verkehr mit anderen Völkern. Das sei zwar auch eine Art Sprachstudium, jedoch nicht das eigentliche.

4.2.3. Das philologische Sprachstudium

Hingegen wird von Humboldt dem philologischen Sprachstudium ein bestimmter Eigenwert beigemessen, d.h. dem Studium der eigentümlichen Kultur einer bestimmten Nation über das Studium der Sprache. In diesem Fall geht es zugleich auch um Sprachstudium. Denn Humboldt nimmt stillschweigend an, daß die gleiche Art der Kreativität in der Sprache und in anderen

Bereichen der Kultur wirkt, d.h. daß es eine ideelle Einheit gibt etwa zwischen der griechischen Sprache, der griechischen Kunst, der griechischen Wissenschaft und der griechischen Philosophie. Auch *in concreto* wäre das philologische Studium Sprachstudium, denn es ginge dabei um das Studium der zweiten Phase in der Entwicklung der Sprache und jeder einzelnen Sprache, nämlich der Phase der Ausbildung. Wir kommen auf diese zum Teil merkwürdige Idee noch zurück. In jeder Sprache gebe es zuerst die Erfassung des organischen Systems in einem Augenblick, sozusagen einen Sprachentwurf, und dann die Realisierung des Systems und die Konkretisierung der Möglichkeiten des Systems in der Geschichte, d.h. in einem sehr langen und nie abgeschlossenen Prozeß.

Die beiden Phasen gelten, wie die Idee der Sprache bei Vico, sowohl für den einzelnen bei der individuellen Spracherlernung als auch für die Entwicklung einer historischen Sprache einer Sprachgemeinschaft. Beim Erlernen der Sprache hat das Kind zuerst die Intuition eines Systems von Möglichkeiten und kommt erst dann zu seiner Realisierung. Das Kind erwirbt nicht eigentlich Sprache, sondern schafft sie. Diese Idee ist auch in der Sprachwissenschaft wenigstens teilweise fruchtbar gemacht worden, und zwar durch von der Gabelentz. In der Sprachphilosophie wiederholt Croce fast wörtlich, was Humboldt sagt, nämlich, daß man nicht eine Sprache lernt, sondern lernt, mit einer Sprache kreativ zu handeln.

4.2.4. Weitere im Sprachstudium behandelte Probleme

Humboldt Ausführungen zum Sprachstudium, die den Titel der Abhandlung rechtfertigen, stehen nicht an einer bestimmten Stelle, sondern finden sich hier und da. Außerdem finden wir Präzisierungen und Bereicherungen zu folgenden Ideen: Ursprung der Sprache (§ 13), Sprache als Weltbild (§ 20), Sprache als Vermittlung (§ 14).

Zur Sprache als Weltbild hat Humboldt im "Sprachstudium" nicht viel zu sagen. Nicht unwichtig ist aber die folgende Formulierung:

Ihre [der Sprachen] Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. (Werke III 1963, 20)

Humboldt sagt hier, daß jede Sprache eine bestimmte Gestaltung der Welt, eine bestimmte Weltansicht ist. Es geht ihm bei der Sprachuntersuchung darum, die besondere Gestaltung der Welt zu untersuchen und nicht einfach eine andere Nomenklatur für eine gegebene Gestaltung zu lernen.

Neu gegenüber den bisher behandelten Abhandlungen sind:

1. Die Idee der Vorgeschichtlichkeit der Sprache: Wir finden diese Idee in anderer Form bei Hegel, nämlich in der Form der Voreiligkeit der Sprache. Nach Hegel wird die Sprache nämlich nicht auf die Phasen der geschichtlichen Entwicklung des Geistes warten, sondern ist gegenüber der Entfaltung des Geistes voreilig. Die Sprache nimmt die verschiedenen ideellen Formen des Geistes (Kunst, Religion, Mythos, Wissenschaft und Philosophie) sozusagen vorweg und stellt sie für sich selbst wenigstens schon als Entwurf dar. Bei Humboldt geht es um die Intuition der Sprachen als organischer Systeme. In dieser Hinsicht sei schon jede Sprache vorgeschichtlich, in der Geschichte gehe es nur noch um die Ausbildung (Vgl. §§ 3 und 20).

2. Die Unterscheidung zwischen Bildung und Ausbildung der Sprachen: Im Zusammenhang damit und im Zusammenhang mit der Rechtfertigung des Sprachstudiums, insbesondere auch des philologischen Studiums finden wir die merkwürdige Unterscheidung zwischen Bildung und Ausbildung der Sprachen (§§ 2 und 8). Diese Unterscheidung wird auch in anderen Bereichen und in anderen Formen immer wieder angenommen, etwa von Nietzsche bis Kuhn. Man unterscheidet zunächst eine Phase der Kreativität, der Umbildung, der Revolution, des einmaligen Schaffens, und daran anschließend eine Phase der weniger kreativen, aber geordneten, ruhigen Arbeit zur Präzisierung und zur Ausbildung des einmal Entworfenen.

3. Die Idee der Form und der Vollkommenheit der Sprachen: Drittens haben wir die erste Formulierung der Formidee und im Zusammenhang damit der Idee von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Sprachen. Dies ist ein Problem, mit dem Humboldt das ganze Leben gekämpft hat, ohne zu einer Lösung zu kommen. Es hängt einerseits mit seinem ästhetischen Ideal zusammen und andererseits mit seiner kulturbedingten Überzeugung, die idg. Sprachen - und da ganz besonders das Altgriechische - seien die vollkommenen oder wenigstens vollkommeneren Sprachen. Es ist allerdings nicht zu übersehen, daß Humboldt eigentlich nicht von vollkommenen Sprachen spricht, sondern - wie Steinthal hervorgehoben und als Grundlage der Sprachtypologie angenommen hat - von vollkommeneren und weniger vollkommeneren Sprachen.

Die ästhetische Motivierung Humboldts besteht in der Überzeugung, daß in allem, was der Mensch gestaltet, und damit auch in der Sprache die Teile sich organisch in das Ganze einfügen zu einer Einheit werden müssen. Sie bleiben als Teile erhalten und sind zugleich in das Ganze harmonisch eingefügt. Wie in einem Kunstwerk muß das Detail einerseits Detail bleiben, andererseits darf es nicht aus dem Rahmen fallen, sondern muß im Ganzen des Kunstwerks am Platze sein.

Humboldt findet, daß gerade das Verfahren der Flexion diesem ästhetischen Ideal entspricht. Denn in ihr werden die Teile, d.h. die verschiedenen Funktionen zugleich getrennt und einheitlich angegeben. Sie sind nicht völlig voneinander getrennt wie in den isolierenden Sprachen, etwa im Chinesischen, das deshalb eine andere Art der Vollkommenheit aufweist,

nämlich die Vollkommenheit der Unvollkommenheit. Denn ihre Vollkommenheit besteht in der folgerichtigen Anwendung der Getrenntheit. Sie sind aber auch nicht total verschmolzen wie in den einverleibenden Sprachen, wo Wort und Satz, d.h. die lexikalische und grammatische Funktion, eine Verschmelzung eingehen. In diesem Sinne gibt es vollkommeneren Sprachen. Es sind die Sprachen, die Flexion aufweisen, insbesondere die innere Flexion, z.B. den Ablaut in *binden, band, gebunden*. Wir kommen noch darauf zurück.

4.3. Zum Ursprung der Sprache

4.3.1. Vorbemerkung

In bezug auf die Idee vom Ursprung der Sprache sind folgende Aspekte zu berücksichtigen:

1. In der "Darstellung der amerikanischen Sprachen" kündigte Humboldt an, im "vergleichenden Sprachstudium" sei davon ausführlicher die Rede. Wie wird der Ursprung der Sprachen behandelt? Ich muß hier wiederum das Untrennbare trennen und das zu Bildung und Ausbildung Gesagte nur vom Gesichtspunkt des Ursprungs aus behandeln. Beim Ursprung ist zu unterscheiden zwischen dem Ursprung in der Zeit und dem ständigen Ursprung der Sprache als Sprachfähigkeit, d.h. als Fähigkeit, Sprache als Sprache zu verstehen und zu konstruieren.
2. Zweitens kann der Ursprung der Sprache aufgefaßt werden als intuitive Erfassung der Sprachidee. Diese Idee schließt schon die Einzelsprachlichkeit ein. Sie besagt nicht nur, daß etwas Materielles Bedeutung haben, d.h. auf etwas anderes hindeuten kann, sondern zugleich auch, daß das Hinweisen ein einzelsprachliches ist, d.h. eine Möglichkeit der Sprachidee überhaupt.
3. Der dritte Gesichtspunkt ist die Identifizierung von Sprache und menschlicher Natur. Das Problem des Ursprungs der Sprache wird dabei zurückgeführt auf das Problem des Ursprungs des Menschen.

4.3.2. Der Ursprung der Sprache als Sprachfähigkeit

Humboldts Behandlung des Sprachursprungs bleibt leider fragmentarisch. Wir stellen zuerst die Fragmente vor und versuchen dann eine Synthese. Humboldt konstatiert zunächst, daß die Sprache unmöglich ein Produkt des Verstandes sein könne. Ich zitiere:

Die Sprache muss zwar, meiner vollsten Überzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewusstseyns ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als blossen sinnlichen Anstoss, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen. (Werke III 1963, 10)

Das heißt, man kann nicht einen Verstand annehmen, der vor der Sprache gegeben ist und die Sprache produziert; man kann auch keinen Sprachschöpfer annehmen, sondern jeder muß stets die Sprache als Sprache erfinden, denn schon für das Verständnis eines Wortes muß man die Idee der Sprache haben.

Zweitens erfolgt diese "Erfindung" schon als Erfindung eines Organismus. Auch das Verständnis eines Wortes als eines Wortes ist schon sein Verständnis als Bestandteil eines Organismus, einer schon als solche entworfenen Virtualität. Ich zitiere:

Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprache ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch seyn. (Werke III 1963, 10-11)

Das letzte Zitat betrifft die Identität von menschlicher Natur und Sprache; wir müssen darauf zurückkommen.

Was ist damit gemeint, daß schon beim Verständnis eines einzelnen Wortes das Ganze der Sprache erfunden sein müsse? Damit ist die empirisch feststellbare Tatsache gemeint, daß man die Idee der Sprache schon intuitiv erfaßt haben muß, um die Sprache als Sprache zu verstehen.

Wir haben gesehen, daß es unmöglich sei, daß die Sprache Werk des Verstandes ist, daß man sich vornimmt, Sprache auf eine bestimmte Weise zu schaffen. Denn dies würde die Sprache schon voraussetzen. Zweitens geschieht diese Erfindung in einem Augenblick, und zwar in zweierlei Hinsicht, einerseits als Sprache schlechthin, andererseits als ein Organismus, d.h. als ein zusammenhängendes System. Kann man das überhaupt verstehen? Humboldt schreibt:

Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor, und gewiss auch nur nach und nach, aber so, dass ihr Organismus nicht zwar, als eine todte Masse, im Dunkeln der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. (Werke III 1963, 11)

Das heißt nicht, daß die deutsche Sprache von Beginn an als Ganze geschaffen wird. Aber das Kind versteht zuerst auf einmal, was die Sprache ist, und das ist auch bei Humboldt die

Hauptfrage beim Ursprung der Sprache und bei der Erörterung der Sprache schlechthin: die Tatsache, daß man versteht, daß etwas Sprache ist.

4.3.3. Die intuitive Erfassung der Sprachidee

Das Kind hat zweierlei verstanden, wenn es zum ersten Mal versteht, daß etwas Zeichen ist, daß eine Bedeutungsrelation gegeben ist. Einerseits hat es verstanden, daß ein Zeichen für etwas anderes steht. Andererseits hat es die Tatsache erfaßt, daß das Zeichen nicht nur für diesen Gegenstand steht und nicht nur für diese Situation gilt, sondern auch für andere derartige Gegenstände und für andere Situationen. Denn entgegen einer weitverbreiteten Meinung versteht man zuerst die Zeichen gerade nicht als Eigennamen, als Namen für "diesen" Gegenstand, sondern als Namen für "solche" Gegenstände. Wenn der Vater z.B. einen Bart hat, dann könnte jeder Mann mit einem Bart Vater sein. Das Kind versteht das Zeichen als Universelles und zugleich als Möglichkeit, Zeichen zu erfinden. So erfindet es Zeichen, die mit dem Gegenstand zusammenhängen, z.B. *Muh*, *Wauwau*, *Miau*, und verwendet sie als Namen anstelle der erlernten Zeichen.

[13.12.88] Dies ist die Erleuchtung, die das Kind auf einmal bekommt, wenn es versteht, daß die Zeichen sich auf Formen des Seins beziehen können, die eben als solche nur im Bewußtsein gegeben sind. Wenn das Kind fragt "Was ist das?", hat es verstanden, was Sprache ist, weil es erfaßt hat, daß es so etwas wie Bedeutung gibt. Es ist bemerkenswert, daß die Kinder in allen bekannten Sprachen fragen "Was ist das?". Das Kind versteht die Tatsache, daß das Wort das Sein von etwas darstellt. Es wird selbst kreativ mit der Sprache; es spielt mit der Sprache, es kann Sprache schaffen.

In dieser Hinsicht hat die Sprache keinen Ursprung und keine Entwicklung. Sie entsteht für jeden Menschen in dem Augenblick, in dem man auf einmal dieses "Was?" der Sprache erfaßt. Das eigentliche Problem ist nicht das Problem des "Wann?", denn die Sprache entsteht immer wieder, das Problem ist eigentlich das Problem des Verständnisses von Sprache als Sprache, wie Humboldt auch ausdrücklich hervorhebt:

Die wahre [Schwierigkeit] der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich aufeinander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies gegeben, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden seyn. (Werke III 1963, 12)

Hat man verstanden, was Sprache ist, kann man mit ihr kreativ weitergehen und Sprache erfinden. Ebenso muß man bei der Kunst intuitiv verstehen, was Kunst ist; man kann dies nicht lernen. Die kreativen Tätigkeiten des Menschen sind nicht in ihrem Wesen erlernbar. Ich kann nicht lernen, was Sprache ist, ebenso wenig wie ich lernen kann, was Kunst ist; ich muß es aus mir selbst verstehen.

Natürlich befinden wir uns bei der Kunst, bei der Wissenschaft, bei der Philosophie usw. in einer günstigeren Lage, weil wir schon Sprache haben und erklären können, was Kunst usw. ist. Wir können dadurch zwar nicht dem anderen das "Was?" dieser Tätigkeiten beibringen, können ihn aber dazu führen, daß er selbst versteht, was Kunst, Wissenschaft, Philosophie usw. ist. Man versteht dies nur, wenn man es selbst macht.

Nur ein einziges Wort ist schon Schaffen von Sprache, und nur eine einzige Idee in der Kunst ist schon Schaffen von Kunst, eine einzige Behauptung über das Sein von etwas ist schon Wissenschaft usw.

Schon Augustinus meinte in "De magistro", daß man mittels der Sprache nicht tatsächlich lernt, sondern daß man immer vom inneren Lehrer lernt, d.h. durch eigene Entdeckung. Man wird aber durch die Sprache in die Lage versetzt, durch eigene Entdeckung zu lernen. Angesichts der Ursprünglichkeit der Sprache gegenüber den übrigen menschlichen Tätigkeiten ist diese Hinführung zur eigenen Entdeckung bei ihr aber nicht möglich. Bei der Sprache habe ich nicht die Sprache, die mir sagt, was Sprache ist, mich zur Sprache hinführt und mich in die Lage versetzt, das Wesen der Sprache zu entdecken. Deswegen ist nach Humboldt und Hegel gerade die Sprache der erste Akt des Geistes, der die anderen virtuell insofern enthält, daß er sie ermöglicht. Meine eigene Formulierung ist bescheidener, aber eindeutiger: Die Sprache ist die Eröffnung aller eigentlich menschlichen Möglichkeiten. In dieser Hinsicht kann man das "Was?" nicht erlernen, man muß es entdecken.

Das "Was?" der Sprache wird auf einmal entdeckt, das "Wie?" der Sprache dagegen - auch nach Humboldt - nach und nach gemacht. Gelernt wird also nicht die Tatsache, daß etwas Sprache ist, sondern das "Wie?" der Sprachen. Hier geht es nun darum, daß das Erlernte oder das Geschaffene (das Lernen ist auch Schaffen) organisch ist, Zusammenhänge voraussetzt, ein Verfahren ist, eine Regel, die immer mehr als das konkret Gelernte enthält und mehr als das konkret Gelernte betrifft. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen:

In dem Ausdruck *Es regnet* haben wir nicht nur die Bezeichnung für einen bestimmten Sachverhalt, etwa den, daß es eine Menge von Wassertropfen gibt, sondern zugleich einen Verfahrenstyp, der auf andere Fälle angewandt werden kann. So könnte man für den Sachverhalt, daß eine Menge von Menschen da ist, den Ausdruck *Es menscht* bilden.

Dies ist grundlegend für das Verfahren der Spracherlernung und für die Auffassung vom Wesen der Bedeutung. Man hat in der empiristischen positivistischen Sprachwissenschaft versucht, die Bedeutung auf die Kontexte zurückzuführen, in denen ein Wort oder eine Konstruktion verwendet wird. Diese Auffassung ist in rein empirischer Hinsicht absurd, weil sie den Verzicht auf die Idee der Bedeutung zur Konsequenz hat. Niemand kann alle Kontexte feststellen, niemand hat sie je festgestellt. Es ist empirisch unmöglich, sie festzustellen, weil es nicht nur um die schon gegebenen Kontexte geht, sondern auch um neue. Die Verwendung der Wörter und ihrer Bedeutungen ist gerade dadurch charakterisiert, daß sie auch in neuen Kontexten auftreten können.

Natürlich lernt man Bedeutungen in Kontexten und Situationen. Aber das heißt überhaupt nicht, daß die Verwendung in einem bestimmten Kontext die Bedeutung ist; denn das, was man in einem Kontext feststellt, ist immer nur eine bestimmte Bezeichnung, d.h. eine bestimmte Anwendung der Bedeutung, und nie die Bedeutung selbst. Im Kontext erfolgt z.B. die Bezeichnung eines bestimmten Ochsen durch das Wort *Ochse*, das als Wort mit Bedeutung die unendliche Möglichkeit des Bezeichnens eröffnet. Die Bedeutung ist die unendliche Möglichkeit der Sachen, und eben das wird gelernt, nicht das tatsächlich Festgestellte.

Begreift man das, so versteht man, was Bedeutung ist. Bedeutung ist nicht nur *diese* Sache, die wir jetzt feststellen, sondern *diese* Sache und ihre unendliche Möglichkeit. Entgegen einer früher vertretenen Meinung sind die primären Bedeutungen nicht individuell, sondern universell. Das Universelle ist zuerst gegeben, das Individuelle ist sekundär. Ein Wort ist nicht zuerst Eigenname. Primär ist das Universelle, erst danach erfolgt eine Individualisierung innerhalb des Universellen. Es gibt keine Eigennamen für Dinge, die nicht schon ein Appellativum als Namen hätten. Der Eigenname ist immer historische Individualisierung. James Harris hat dies als erster ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben; Humboldt u.a. haben Harris, den sie in der von Herder herausgegebenen Übersetzung kennenlernen konnten, einiges zu verdanken.

Nachdem wir gesehen haben, daß die Sprache in einem Augenblick entsteht als Entwurf eines Systems, können wir die Frage stellen, woher der Mensch die Fähigkeit hat, Sprache zu schaffen und Sprache zu verstehen. Humboldt hält diese Frage für berechtigt. Sie fällt aber mit der Frage nach der menschlichen Natur zusammen, d.h. mit der Frage, seit wann der Mensch Mensch ist. Dies ist der Sinn des schon zitierten Humboldtschen Satzes:

Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch seyn. (Werke III 1963, 11)

Wie steht es aber nun mit dem Ursprung der Sprachen? Immer wenn man spricht, setzt man die Entdeckung der Sprache voraus. Man macht die stillschweigende Voraussetzung, daß das gesprochene Wort etwas bedeutet und daß der andere es verstehen und auf Bedeutungen zurückführen kann.

4.3.4. Der Ursprung einer Einzelsprache in der Zeit

Die Frage nach dem Ursprung einer bestimmten Sprache entspricht der Frage nach der Entstehung des Bewußtseins für diese Sprache. Eine Sprache setzt eine andere Sprache fort. Man kann ungefähr sagen, seit wann man das Bewußtsein hat, daß eine Sprache anders als andere Sprachen ist. Wo es Dokumente gibt wie in den romanischen Sprachen, kann man sagen, seit wann es eine bestimmte Sprache gibt. Seit dem 9. oder 10. Jh. kamen bestimmte romanische Völker zu dem Bewußtsein, daß sie neue Sprachen sprechen. Sie kamen dazu, weil ihre Sprachen neben sich eine andere hatten, das Lateinische, aus dem sie hervorgegangen waren. Sonst hätten sie nie feststellen können, daß sie eine andere Sprache sprechen. Nur im Vergleich zu anderen Sprachen hat man das Bewußtsein einer bestimmten Sprache, sonst hat man nur das Bewußtsein, daß man die Sprache schlechthin spricht, die Sprache der Menschen. Manche Sprecher einer Sprache heißen einfach die Menschen, und die anderen sind die Unmenschen oder die Barbaren, d.h. die, die nicht sprechen können. Man identifiziert die eigene Sprache mit der Sprache schlechthin.

Der Ursprung einer Einzelsprache liegt dort, wo die eigene Sprache neben der fortgesetzten besteht. Unter den romanischen Völkern wissen die Rumänen bis heute noch nicht intuitiv, daß sie nicht mehr römisch sprechen, denn sie nennen ihre Sprache immer noch römisch: Der Sprecher hat immer noch den Eindruck, daß er die gleiche Sprache spricht. Unter den germanischen Völkern wissen die Deutschen immer noch nicht, daß sie eine andere Sprache als das Urwestgermanische sprechen. Denn *Deutsch* heißt immer noch 'Sprache des Volks' oder 'unsere Sprache' (germ. **thiuda* 'Volk', 'unsere Gemeinschaft').

Das Problem des Ursprungs einer Sprache ist das Problem historischen Bewußtseins der Sprecher, daß sie eine andere Sprache sprechen. Objektiv ist die Sprache nicht eine andere, sondern Fortsetzung der früheren. Man kann nicht sagen, daß das Italienische oder Spanische in einem bestimmten Augenblick entstanden ist. Daß sich die Sprecher ihrer Sprache bewußt wurden, war ein langer historischer Prozeß. Erst nachdem man in den karolingischen Reformen das Latein wieder fixiert und normiert hatte, stellte man fest, daß es als Schriftsprache schon völlig anders war als die gesprochene Sprache.

Nicht alle Sprecher kommen zu dem Bewußtsein, daß die andere Sprache anders ist. Die Humanisten z.B. nennen z.B. das Latein immer noch "unsere Sprache". In Spanien verwendet Vives immer *nostra lingua*, wenn er vom Lateinischen spricht. Man muß aus dem Kontext deduzieren, daß er nicht das Katalanische oder Spanische meint.

Eine Sprache entsteht in jedem Augenblick des Sprechens, wird eigentlich stets geschaffen. Wir neigen dazu, eine Sprache zu reifizieren und als eine Sache vor uns zu sehen. Tatsächlich wird eine Sprache nur fortgesetzt durch die Sprecher, die sie annehmen und sprechen. Dies ist die Art, eine Sprache zu schaffen, sie anzunehmen und weiterzuführen. Daß die Sprache sehr oft genau so entsteht, wie sie schon war, d.h. daß man genau noch die gleichen Verfahren weiter anwendet, die schon früher da waren, ist sicherlich ein Faktum. Es bedeutet aber nur, daß die Sprache genau so wieder gemacht worden ist, wie sie war. Aber jeder Sprecher hat sie neu machen müssen.

Der Vokal **a** hat keine Kontinuität in der Zeit. Er ist ein Akt, und als Akt muß er von jemand auf eine bestimmte Weise durchgeführt werden. Und die Tatsache, daß der Akt fast genau so ist, wie andere Akte schon waren, bedeutet nicht Kontinuität einer Sache, sondern ein Neu-Machen nach einem vorhandenen Verfahren.

Im Vergleich zu anderen menschlichen Tätigkeiten, etwa zur Kunst, Wissenschaft u.a., ist die Tätigkeit der Sprache nicht weniger kreativ. Sie ist aber viel traditioneller bzw. traditionsgebundener, weil hier gerade das Gewicht der anderen, der Alterität, des Zusammenhangs mit Geschichte und Gemeinschaft viel wichtiger ist als in der Kunst oder in der Wissenschaft. Trotzdem ist nicht die Tatsache, daß etwas neu geschaffen wird, erklärungsbedürftig, sondern die Tatsache, daß etwas weiterhin auf die gleiche Weise gemacht wird. Die Kontinuität des sprachlichen Wissens, die Petrifizierung der Traditionen, ist das eigentliche Problem der Sprachentwicklung. Das Neue ist dagegen das Wesen der Sprache und der übrigen menschlichen Tätigkeiten. In diesem Sinne kann man sagen, daß eine Sprache in jedem Augenblick entsteht.

Der Sprachwandel ist nichts anderes als die historische Objektivierung des Geschaffenen. Er besteht in der Tatsache, daß etwas, was neu geschaffen wird, zur Sprache der Gemeinschaft wird. Er ist nichts anderes als die Sprache in ihrem Wesen.

4.3.5. Der ständige Ursprung einer Einzelsprache

[19.12.88] Das Problem des Ursprungs der Sprache ist das Problem der menschlichen Natur überhaupt. Der Mensch wird durch die Sprache zum Menschen. Es werden mehrere völlig verschiedene Probleme unterschieden, nämlich:

- Ursprung einer bestimmten Einzelsprache
- Ursprung der Sprache als Sprachfähigkeit schlechthin.

Der Ursprung einer bestimmten Sprache wird auf zweierlei Art gestellt:

- einerseits ständiger Ursprung dieser Sprache

- andererseits Ursprung (Herkunft) dieser Sprache im ganzen

Die Einzelsprache entsteht nicht auf einmal, sondern kontinuierlich, und die Entstehung ist die Übernahme sowohl des Alten als auch des Neuen durch die Sprecher. Die Tatsache, daß eine Sprache gesprochen wird, ist ihr ständiger Ursprung. Eine Sprache, die nicht mehr gesprochen wird, hört auf zu bestehen. Eine Sprache lebt im Bewußtsein der Sprecher. Von einer ostsibirischen Sprache, dem Jokahirischen, die nur noch von 200 Menschen gesprochen wird, hat man gesagt, daß sie nicht mehr existiert, wenn alle Jokahiren schlafen und nicht träumen.

Die strukturelle Sprachwissenschaft hat uns gelehrt, nach Oppositionen und Funktionen zu suchen, die durch eine bestimmte Tradition motiviert sind. So besteht im Deutschen eine Opposition in der Betonung von Adjektivkomposita, z.B. *blutarm*, *steinreich* ('sehr arm', 'sehr reich') vs. *blütarm*, *steinreich* ('arm an Blut', 'reich an Steinen'). Im Niederländischen ist *Amsterdam* endbetont; Anfangsbetonung findet nur, wenn *Amsterdam* neben *Rotterdam* steht. Im Deutschen kann *niemals* auch mit Endbetonung *niemáls* auftreten, *niemand* aber nicht. In der alten österreichischen Hymne gibt es Vokaldehnungen, die sonst nicht auftreten: *Goot bewahre uunsern Kaiser, uunser Land*. Hier ist die Tradition der Hervorhebung auf diesem Text beschränkt. Dies sind Beispiele für die unglaubliche Traditionalität der Sprache, und genau diese Traditionalität müßte tatsächlich motiviert werden.

4.3.6. Sprache und menschliche Natur

Zu einem bestimmten Zeitpunkt in seiner Entwicklung kommt das Kind zu der unglaublichen Entdeckung, daß gewisse Laute Sprache sein können und daß es selbst mit der Sprache spielen und Sprache schaffen kann. Zuerst versteht das Kind, daß etwas Signal sein bzw. Satzfunktion haben kann. Es merkt z.B., daß das intentionelle Weinen die Mutter zu etwas veranlaßt oder - und das ist ein Schritt weiter - daß es anstelle des Weinens *ma* oder *mama* produzieren kann, um die intendierte Wirkung, nämlich gestillt zu werden, zu erzielen.

Die Signalfunktion erklärt aber überhaupt nichts. Denn über die Fähigkeit, Handlungen mit Appellfunktion zu bilden und zu verwenden, verfügen auch die Tiere. Sie bilden auch auf eine bestimmte Weise ihre Schreie, um etwas zu bekommen. Vielleicht sind ihre Signale weniger differenziert, aber es gibt sie, und man kann verstehen, was das Tier will. Mit "Satzfunktion" ist nicht die Konstruktion aus Subjekt und Prädikat gemeint, sondern nur der Ausdruck einer Intention: Der Hund kann signalisieren, daß er Hunger hat, aber nicht sagen *Ich habe Hunger*.

Die tatsächliche Entdeckung der Sprache besteht darin, daß das Kind auf einmal versteht, daß *mama* nicht nur zu dem Zweck produziert wird, um Milch zu bekommen, sondern daß es ein Name sein kann, der die Sache vertritt und auch in Abwesenheit der Sache geäußert werden

kann. Dies ist die tatsächliche Entdeckung, das Verstehen von Sprache als Sprache. Wieso hat das Kind auf einmal dieses Verständnis? Wie kommt die Erleuchtung, daß etwas Sprache ist, zustande? Das ist das eigentliche Problem.

Humboldt und die idealistische Sprachphilosophie im allgemeinen stellen sich zu diesem Problem so: Wir brauchen uns um dieses Problem nicht zu kümmern. Es ist eben so, daß der Mensch kreativ ist und Neues entdeckt oder schafft. Der Mensch hat eben Sprachfähigkeit, Kunstfähigkeit usw., und jeder Mensch hat für sich selbst die Intuition des Wesens dieser Tätigkeiten. Das Problem ist aber nicht so einfach.

Schon Humboldt sieht, daß die Entdeckung der Sprache nicht nur die Entdeckung der Sprachfähigkeit schlechthin ist, sondern zugleich die Entdeckung der Virtualität von Sprachsystemen. Es gibt nicht bloß die Entdeckung einer Reihe von Fakten, die zur Bezeichnung von etwas dienen, sondern es gibt zugleich die Intuition eines Sprachentwurfs, d.h. Intuition eines Zusammenhangs zwischen diesen Fakten. Dies besagt, daß der Ursprung der Sprache beim Kind schon Ursprung von Sprache als Einzelsprache ist.

Mit Humboldt kann man sagen, daß die Entdeckung der Sprache als Einzelsprache in der Natur des Menschen angelegt ist. In anderen Formen der Philosophie sucht man hier nach Erklärungen, z.B. in der Vorform der idealistischen Philosophie, im Rationalismus. Die Fragestellung wurde von den Empiristen und ihren Nachfolgern übernommen. Man meint, daß die Sprache schon da sein muß, wenn das Kind sie entdeckt, und kommt so zu den angeborenen Ideen. Die angeborenen Ideen werden als anthropologische Tatsache gesehen. Man sieht in der Sprachfähigkeit zugleich ein Modell für mögliche Sprachen. Bei der Spracherlernung schaffe der Mensch nicht ein neues Modell, sondern wähle - natürlich intuitiv - unter verschiedenen Modellen (z.B. die Sprache mit Pluralopposition). Viele Linguisten halten die Hypothese für plausibel, es gebe angeborene Sprachmodelle. Andere sehen in der Sprache ein Faktum der Kreativität, der Synthese *a priori*. Für sie gibt es keine angeborenen Ideen, keine Sprache schon als biologisches Faktum. Ich selbst zähle mich zu dieser Gruppe.

Die Frage, wie der Mensch zur Sprache kommt, kann so gestellt werden. Die vorgetragenen Antworten bedeuten aber nichts. Das Problem wird nur verlagert. Letztlich kommt man - nicht ganz zu Unrecht - zu dem laienhaften Ergebnis, die Sprache sei ein großes Geheimnis.

4.3.7. Der Ursprung der Sprachfähigkeit in der Zeit

Eine andere Form der Problemstellung ist die Frage, seit wann der Mensch Sprache hat. Diese Frage wurde in den früher zahlreichen und weit verbreiteten Abhandlungen zum Ursprung der Sprache behandelt. Die meisten Antworten, die gegeben wurden, sind aber keine Antworten auf

diese Frage, sondern Antworten auf die Frage, wie die Sprache hätte entstanden sein können: etwa aus unwillkürlichen Interjektionen oder aus Lauten, die man im Zusammenhang mit der Arbeit verwendet hat. Diese Antworten sagen aber nur, wie das Materielle der Sprache entsteht, sie sagen aber nicht, wie die Sprachfähigkeit selbst entstanden ist, d.h. der Übergang von der Appellfunktion zur Benennungsfunktion.

Deshalb hat man in der Linguistik gesagt, man solle sich nicht mit dem Ursprung der Sprache beschäftigen, weil es da keine Antworten gebe. Die "Société Linguistique" in Paris bestimmte im 19. Jh. in ihren Statuten, daß sie keine Beiträge zum Ursprung der Sprache annehme.

Die eigentliche Fragestellung wäre aber, wieso der Mensch fähig war, aus Lauten gleich welcher Art Sprache zu machen. Hier sagen mit Humboldt fast alle Sprachphilosophen und Sprachwissenschaftler: das Problem fällt mit dem Problem der Menschheit zusammen. Der Mensch ist ohne Sprache kein Mensch. Die Frage ist also, warum der Mensch Mensch ist.

Das analoge Problem stellt sich in bezug auf den Ursprung der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, des Mythos usw., d.h. in bezug auf den Ursprung der menschlichen Fähigkeiten. Das Problem wird auch als Problem der anthropologischen Biologie gestellt. Man kann eine Mutation annehmen oder eine Gabe Gottes. Es ist das Problem des Menschen. Man kann fragen, ob dieses Problem zulässig ist oder nicht. Sie werden keine Antwort auf die Frage bekommen, seit wann der Mensch Mensch ist, auch wenn sie das ganze Leben danach suchen.

4.4. Bildung und Ausbildung der Sprachen

4.4.1. Die Unterscheidung Humboldts

[9.1.89] Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat uns zu dem Ergebnis geführt, daß die Sprache nach Humboldt nicht Werk des Verstandes ist, sondern das In-Erscheinung-Treten der intuitiven Kreativität des Menschen. Wie die Kreativität, die Synthese *a priori* zu erklären ist, ist bis zum heutigen Tage ein Problem geblieben. Im Rahmen bestimmter Sprachauffassungen sieht man die Lösung in angeborenen Ideen, weil man sich eine *creatio ex nihilo* nicht erklären kann.

Wir kommen jetzt zu Humboldts auf den ersten Blick merkwürdige Unterscheidung zwischen Bildung und Ausbildung der Sprachen. Sie wird nur in dieser Abhandlung ausführlicher behandelt (§ 2 und 8). Die Unterscheidung ist notwendig, weil Humboldt mit guten Gründen annimmt, daß eine Sprache im ganzen von Anfang an virtuell geschaffen, d.h. im ganzen entworfen wird, weil sie ein zusammenhängendes System sei.

Humboldt spricht zwar noch nicht vom "Sprachsystem", der Begriff entspricht aber seiner Auffassung. Im System hängt alles mit allem zusammen. Eine Sektion des Systems setzt schon die übrigen Sektionen voraus und enthält sie virtuell. Es ist die Idee der deutschen Romantik, daß in einem Organismus alle Einzelheiten miteinander zusammenhängen, so daß man grundsätzlich die übrigen Teile des Organismus rekonstruieren kann, wenn man von einem Teil des Organismus ausgeht. Wie Georg von der Gabelentz bei der Erklärung der Grundlagen der Sprachtypologie sagt, verhält sich der Linguist dem Paläontologen analog, der aus einem Knochen das ganze Tier rekonstruiert, oder dem Botaniker, der aus einem Lindenblatt die Linde rekonstruiert. Als Entwurf sei also eine Sprache im ganzen da. Das betreffe auch den jeweiligen Ursprung einer Sprache beim Kind. Dieser Entwurf entspricht dem, was wir heute die typologischen Prinzipien, die Strukturierungsprinzipien einer Sprache nennen würden.

Wir haben also zu unterscheiden zwischen den Strukturierungsprinzipien eines Sprachsystems und der Anwendung dieser Prinzipien *in concreto*. Diese Konkretisierung erscheint als Realisierung und Erweiterung einer bestimmten Sprache.

Der Unterscheidung entsprechen zwei Stufen des Sprachstudiums. Die erste Stufe bezieht sich auf die "charakteristische Form" der Sprachen und sucht sie nach ihren Strukturierungsprinzipien zu erfassen, die zweite bezieht sich auf die Anwendung der Prinzipien und auf das, was mit ihnen gemacht worden ist. Die Anwendung betrifft nicht mehr die Sprache allein, d.h. die reine sprachliche Formativität, sondern auch die durch die Sprache gestaltete außersprachliche Kultur. Die erste Form, des Sprachstudiums betrifft alle Sprachen: Als Systeme sind alle Sprachen einander gleich und in gleichem Maße interessant. Die zweite Form des Sprachstudiums betrifft insbesondere die Kultursprachen, die Sprachen also, die Träger wichtiger Kulturen sind oder gewesen sind. Die zweite Stufe des Studiums ist auch philologisch, etwa das Studium der griechischen Philosophie und Literatur.

Ich zitiere die wichtigen Stellen, in denen Humboldt die Unterscheidung behandelt:

Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum, oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; ebensowenig nehmen die grossen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. (Werke III 1963, 2)

Alles, was systematisch ist, bleibt auch in der geschichtlichen Entwicklung gleich. Nur hat man dann viel mehr Ableitungen, Erweiterungen der Wortfamilien u.ä.

Humboldt exemplifiziert die "innere und feinere Ausbildung [einer Sprache], wenn ihre äußere Umgrenzung (gegen andre) und ihr Bau im ganzen einmal unveränderlich feststeht" (Werke III 1963, 5) am Beispiel des Griechischen und Lateinischen:

Die Griechische [Sprache] finden wir, bei ihrem ersten Erscheinen, in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung, aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt. (Werke III 1963, 5-6)

Die Bildung der Struktur erfolgt von Anfang an, ihre Prinzipien bleiben unverändert. Es erfolgt aber die Erweiterung zusammen mit der Ausbildung der nichtsprachlichen Kultur.

4.4.2. Konkretisierung der Unterscheidung: Typus, System und Norm

Humboldt erklärt - wie auch sonst - nicht *in concreto*, wie man die Unterscheidung genau zu verstehen hat, und er führt auch nur sehr allgemeine Beispiele an. Ich habe versucht, die Unterscheidung Humboldts, die sicherlich wesentlich ist, folgendermaßen zu entwickeln und zu erklären:

Es ist zu unterscheiden zwischen dem Sprachtypus, dem Sprachsystem und der Sprachnorm. Bei der Veränderung des Sprachsystems bleibt der Sprachtypus konstant, und bei der Veränderung der Realisierungsnorm bleibt das Sprachsystem konstant. Die Unterscheidung dieser Ebenen erklärt, daß die Sprache, obwohl im ganzen entworfen, sich doch historisch ausbilden und weiterentwickeln kann.

Im Deutschen gehören zum Sprachsystem alle möglichen Komposita, auch die, die noch niemand gebildet hat. In Analogie zum *Haupteingang* könnte man auch von einem *Hauptsaal*, einem *Haupttisch* usw. sprechen, auch wenn diese Wörter noch nicht geschaffen worden sind. Oder man kann von allen Substantiven und Eigennamen Verben auf *-ieren* bilden, und von diesen wiederum Präfixbildungen auf *ent-*. Das Sprachsystem hindert uns nicht, die Verben *chomskysieren*, *coseriusieren* und *entchomskysieren*, *entcoseriusieren* zu bilden. Das Sprachsystem ist virtuell, es enthält als Entwurf auch das, was noch nicht realisiert worden ist. Darum erkennen wir auch als naive Sprecher, ob das Neue gut und richtig oder schlecht und unrichtig gebildet worden ist. Oft weiß der Sprecher nicht einmal, daß eine Form neu, d.h. noch nicht in der Sprachnorm vorhanden ist.

Oberhalb des Sprachsystems gibt es die Strukturierungsebene des Sprachtypus. Dies ist die Ebene der allgemeinen Prinzipien, den Typen von Funktionen und Verfahren. Der Sprachtypus ist noch beständiger als das Sprachsystem. Die Prinzipien bleiben sehr lange die gleichen. Humboldt nimmt sogar ein ewiges Bestehen des Sprachtypus an, wenn keine Sprachmischung eintritt. So gilt der gleiche Sprachtypus für alle romanischen Sprachen seit der Zeit des Vulgärlatein, für das Französische allerdings nur bis zum Mittelfranzösischen. Die Prinzipien sind die gleichen geblieben, die Ausbildung auf der Ebene der Sprachsysteme und noch mehr auf

der Ebene der Sprachnorm verlief aber anders. Die Sprachsysteme mit ihren Funktionen und Verfahren bleiben jahrhundertlang grundsätzlich gleich, d.h. auch die Funktionen und Verfahren sind die gleichen, auch wenn es in der Sprachnorm eine ständige Entwicklung gibt. Für das Deutsche meint von der Gabelentz, daß das Sprachsystem seit Luther grundsätzlich das gleiche geblieben sei.

4.5. Die Idee der Form und die Vollkommenheit der Sprachen

4.5.1. Der relationale Formbegriff

Der letzte Punkt in der Abhandlung zum "Sprachstudium", den wir hier besprechen wollen, ist die Formidee (vor allem § 14). Wichtig ist hier (1) die relationelle Auffassung der Form, (2) die Auffassung daß die Form der Sprachen die grammatische Form sei, was deutlicher noch zwei Jahre später im "Entstehen der grammatischen Formen" gesagt wird. Die Form ist relationell gegenüber dem Stoff. Das, was auf einer bestimmten Ebene Form ist, wird auf einer höheren Ebene zum Stoff, der geformt oder gestaltet wird. Im "Sprachstudium" unterscheidet Humboldt nur Form und Stoff bei den Wörtern und der Grammatik. Stoff sind die Wörter, die Grammatik ist die Form.

Später unterscheidet er, wenn auch nie ausdrücklich und ausführlich, drei Stufen der Form, nämlich:

- den Wortschatz als Form der Erfassung der Sachen,
- die Grammatik als Form der Wörter, des Bezeichneten,
- die Gesamtheit der Prinzipien der Sprachgestaltung als charakteristische Form, als Sprachtypus.

Im "Sprachstudium" behauptet Humboldt vor allem, daß die Grammatik Form ist. Es ist wichtig, daß Humboldt das Charakteristische der Sprachen eben in der Grammatik sieht und nicht im Wortschatz. Im Neohumboldtismus wird dagegen vor allem der Wortschatz als Form der Welt interpretiert und als sprachliche Gestaltung schlechthin.

Für Humboldt sind die Wörter als Vertreter der Sachen die Materie der grammatischen Gestaltung.

Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade

eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe, und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. (Werke III 1963, 13)

Hier finden wir den Begriff der Vollkommenheit der Form als grammatischer Form. Dies kann als merkwürdig aufgefaßt werden. Wir werden sehen, daß Humboldt gezwungen wird, diese Vollkommenheit anzunehmen, wenn er in seinem Denken kohärent bleiben will. Er sieht in der Entwicklung der Form drei Stufen:

- eine Stufe, bei der die bloße Reihung von Elementen die grammatische Form darstellt,
- eine Zwischenstufe, bei der noch einiges im Bereich des Formalen nicht oder nicht immer ausgedrückt wird,
- die dritte Stufe, in der alle Bestandteile der Sprache ihre Form in sich selbst tragen. Wir finden die Vollkommenheit der Form in der Flexion, bes. in der inneren Flexion der idg. Sprachen, z.B. den Ablaut als vollkommenste Manifestation der Form oder als Vereinigung von Stoff und Form.

4.5.2. Vollkommenheit als Einheit von Stoff und Form

[10.1.89] Die Kreativität ist eine unendliche Tätigkeit, die immer zielgerichtet ist, finalistisch bestimmt ist. Sie strebt nach einer Vollkommenheit, ohne sie tatsächlich zu erreichen. Die Vollkommenheit bleibt immer das idealiter gesetzte Ziel der Tätigkeit. Deshalb muß Humboldt auch bei den Sprachen als der primären Form der Kreativität eine Stufung der möglichen ideellen Entwicklung annehmen und das Streben nach einer Form postulieren, die der Sprache am besten oder genau entspricht, d.h. die "Sprachidee".

Welches ist diese Sprachidee? Humboldt sagt es hier noch nicht sehr klar, aber die Antwort ist im Keime schon gegeben: einerseits ist sie Gestaltung der Welt, eine statische Einteilung der Welt, Bezeichnung der Welt, und dann betrifft sie das Relationieren des Bezeichneten, das Denken mit dem Bezeichneten. Dem ersten Ziel (Bezeichnung) entspricht das Lexikon als solches. Humboldt spricht einfach von Wörtern, die die Gegenstände oder die Fakten vertreten (auch die Verben sind in dieser Hinsicht Benennungen). Die Grammatik entspricht hingegen dem Relationieren. Die Relationen sind nicht mehr bei den Sachen selbst in der außersprachlichen Wirklichkeit, sondern in der durch die Wörter gestalteten Wirklichkeit.

Die ideale Form wäre die totale Einheit zwischen Lexikon und Grammatik, zwischen der Bezeichnung und dem, was Humboldt Andeutung nennt, nämlich der Relationierung des Bezeichneten. Humboldt vertritt eigentlich ein ästhetisches Ideal, nämlich die Einheit der Form, in der der Stoff als solcher nicht mehr für sich selbst gilt, sondern im ganzen von der Form beherrscht wird und in der keine Trennung mehr zwischen Form und Stoff festzustellen ist,

obwohl Form und Stoff noch als unterschieden und verschieden gedacht und erfaßt werden können.

So ist der Plural als grammatische Form in dem Wort *Tage* schon nicht mehr trennbar vom Stoff dieses Wortes, weil *-e* für sich allein nicht 'Plural' bedeutet, sondern nur das Ganze pluralisiert. Noch deutlicher wird der Stoff durch die Form beherrscht, wo der Plural nur noch durch den Umlaut ausgedrückt wird. In dem Plural *Klöster* zu *Kloster* kann nicht mehr zwischen dem lexikalischen Stoff und der grammatischen Form getrennt werden. Wir erkennen die Form als Variation, aber wir können sie nicht mehr trennen. Wir haben eine vollkommene Einheit von Stoff und Form, wie sie der Sprachidee am besten entspricht. Der Ablaut der starken Verben, z.B. in *binden band gebunden*, exemplifiziert am besten Humboldts Ideal der Vollkommenheit.

4.5.3. Sprachtypologie

Da Humboldt die Sprache im allgemeinen dynamisch versteht, muß er in allen Sprachen Stufen der Entwicklung erkennen, sowohl bei den Völkern als auch bei den Individuen. Und er muß Fälle finden, wo der Zustand der Vollkommenheit schon weitgehend erreicht ist. Wer unsere früheren Vorlesungen insbesondere zu Schlegel gehört hat, wird dessen Einfluß bzw. die zeitgenössische Auffassung erkennen.

Schlegel unterscheidet aufgrund einer Tradition, die noch kaum philosophisch war und etwa bei Adelung repräsentiert ist, zwei Typen von Sprachen, nämlich Sprachen ohne Vollkommenheit und Entwicklung und Sprachen, die virtuell für die Arbeit des Geistes gerüstet sind. Die "sanskritischen Sprachen", d.h. die Sprachen der idg. Sprachfamilie, werden als einzige als vollkommen akzeptiert, so als ob sie von einem Genie oder einem göttlichen Sprachschöpfer geschaffen worden wären. Die unvollkommenen Sprachen seien dagegen auf ewig unvollkommen. Das Sanskrit ist für Schlegel Modell für die vollkommene göttliche Sprache. Danach gibt es nur Abbau oder Dekadenz, weil hier die Vollkommenheit am Anfang steht. Bei den anderen Sprachen gibt es dagegen Ausbildung und Fortschritt als allmähliche Entwicklung.

Humboldt lehnt es ab, zwei Klassen von Menschen und Sprachen anzunehmen, nämlich die vollkommenen Menschen als die eigentlichen Sprachschöpfer und alle anderen, denen diese Vollkommenheit abgeht. Er postuliert im Gegenteil von Anfang an die Einheit der Menschheit und damit die Einheit der Sprache schlechthin, obwohl ihm gerade die Verschiedenheit der Sprachen sehr wohl bekannt ist. Er muß die ideelle Einheit als Idealziel ansehen und die Verschiedenheit der Sprachen entweder als Stufen auf dem Weg zum Idealziel oder als Arten, das Idealziel konkret zu realisieren, oder als beides zugleich interpretieren.

Bei Humboldt haben wir die dritte Möglichkeit. Er unterscheidet nicht klar zwischen Stufen der Entwicklung auf dem Wege zur vollkommenen Realisierung der Sprachidee und den Mitteln zu ihrer Realisierung. Bis zum Ende seiner Tätigkeit schwankt er zwischen der grammatischen Form als Inhaltsform und der grammatischen Form als materieller Gestaltung. So kann er einerseits sagen, daß die Form in den romanischen Sprachen immer noch die gleiche sei wie im Lateinischen, weil er unter der Form die Kategorien der Unterschiede selbst versteht und nicht die Art, wie diese Kategorien ausgedrückt werden, d.h. er versteht unter Form zuerst die Flexion und dann das, was durch die Flexion ausgedrückt wird. Wenn er sagt, daß in den romanischen Sprachen immer noch die Flexion da sei, dann meint er nicht mehr die materielle Gestaltung, sondern das, was die Flexion leistet, nämlich die grammatischen Funktionen.

In der Abhandlung zum "Sprachstudium" unterscheidet Humboldt die drei Stufen der ideellen Entwicklung der Sprachen. Diese Stufen werden später als Klassifizierung der Sprachen bei Humboldt aufgefaßt. Es sind aber Stufen von der totalen Unvollkommenheit bis zur idealen Vollkommenheit. Die erste Stufe ist die der Agglutinierung. Sie entspricht Schlegels Sprachen durch Anhäufung: jede grammatische Funktion wird getrennt durch eine Form ausgedrückt, und zwar entweder durch hinzugefügten Stoff, z.B. durch Suffixe, oder durch getrennte Wörter, die neben dem Bezeichneten stehen. So kann man den Verbalbegriff, die Person, die Vergangenheit, den Numerus usw. jeweils durch getrennte Formen ausdrücken. Dies ist die erste ursprüngliche Stufe bei der Arbeit des Geistes. Man will die Operationen mit dem Bezeichneten ausdrücken, hat aber noch die Trennung von Stoff und Form. Dies gilt beispielsweise für die "leeren Wörter" des Chinesischen, wo ein Wort neben einem Verb "Futur" bedeutet und sonst 'Zukunft'.

Die dritte unerreichte Stufe ist die formale Flexion, die Flexion mit totaler Verschmelzung des Bezeichnenden und des Relationierenden. Hier hat man z.B. nicht mehr für jede Funktion etwas Getrenntes, sondern eine einzige Endung für Genus, Numerus und Kasus zugleich wie in lat. *hominibus*, wo die verschiedenen Funktionen in einer Endung miteinander verschmolzen sind.

Zwischen der Anfangs- und der Endstufe gibt es Zwischenstufen, wo das Relationierende nicht immer ausgedrückt wird, wo z.B. der Numerus manchmal ausgedrückt wird und manchmal nicht, wo der Unterschied zwischen Verb und Nomen nicht immer gemacht wird, wo zwar die grammatische Form im Gedanken gegeben ist, aber nicht immer zum Ausdruck kommt und vor allem nicht zur Einheit von Form und Stoff, von Grammatik und Lexikon, von Relation und Bezeichnung gelangt. Eigentlich wäre hier eine unendliche Reihe von Stufen denkbar. Humboldt unterscheidet aber nur diese drei Stufen. Das ist die eine Auffassung Humboldts, die er von der Entwicklung der grammatischen Form und von der ideellen Entwicklung aller Sprachen hat.

Bei der oben skizzierten Auffassung bedeutet Vollkommenheit die vollkommene Verschmelzung von Stoff und Form, die dann vorliegt, wenn das Grammatische zwar erkennbar, aber nicht mehr trennbar ist wie im Ablaut bei *singen sang gesungen*. Dieses Idealziel ist von keiner Sprache

erreicht worden. Die Sprachen sind also nicht vollkommen, sondern nur vollkommener und weniger vollkommen. In jeder Sprache sind Spuren der früheren Phasen vorhanden, z.B, immer noch Agglutinierung oder immer noch Ausdruck des Grammatischen außerhalb des Bezeichnenden. Man kann hier nur quantitativ feststellen, wieviel Agglutination noch da ist. So werden z.B. in der Konstruktion *in meinem Haus* die räumliche Relation und die Possessivbeziehung lexikalisch ausgedrückt, während Kasus und Numerus in *-em* verschmolzen sind. Bei Sprachen wie dem Ungarischen oder Türkischen stellen wir Agglutination im Wort fest, bei Sprachen wie dem Chinesischen Agglutination außerhalb des Wortes.

4.5.4. Vollkommenheit als Kohärenz der Gestaltung

Das oben Gesagte entspricht der allgemeinen Auffassung. Eine andere Auffassung, die sich bei Humboldt findet, beruht auf einem anderen Begriff von Vollkommenheit. Er erscheint vor allem in dem Brief an Remusat. Nach der allgemeinen Auffassung wäre das Chinesische eine weniger vollkommene Sprache. Humboldt führt aber einen neuen Begriff von Vollkommenheit ein, nämlich die Vollkommenheit als Kohärenz, als Folgerichtigkeit bei der Anwendung von Strukturierungsprinzipien. Hier erscheint eine neue Auffassung von der Abstufung der Sprachen. Die unvollkommenen stehen in der Mitte, die Entwicklung zur Vollkommenheit erfolgt in zwei verschiedene Richtungen: die eine bildet das Grammatische nur durch Kombination des Lexikalischen, die andere Richtung zielt auf die totale Flexion. Das Chinesische und die idg. Sprachen bilden Endpunkte, die meisten Sprachen stehen in der Mitte und tendieren entweder in die eine oder in die andere Richtung.

5. Über das Entstehen der grammatischen Formen (1822)

5.1. Der Begriff der grammatischen Form

5.1.1. Bedeutung des Begriffs

[16.1.89] Der Begriff der grammatischen Form ist sehr wichtig, weil er unmittelbar mit dem allgemeinen Begriff der Formativität zusammenhängt. Diese ist das wesentliche Charakteristikum des Menschen. Die Sprache ist die erste Form der Formativität oder Kreativität des Menschen. Der Mensch formt seine Welt, er formt sich selbst. In der Sprache formt er das Außersprachliche durch den Wortschatz und das Sprachliche selbst durch die Grammatik. Humboldts Fragestellung beeinflusste stark die weitere Geschichte der Sprachphilosophie. Sie ist aber auch widersprüchlich. Humboldt lebte mit diesem Widerspruch sein ganzes wissenschaftliches Leben. Wir müssen sehen, daß wir diesen Widerspruch genau verstehen.

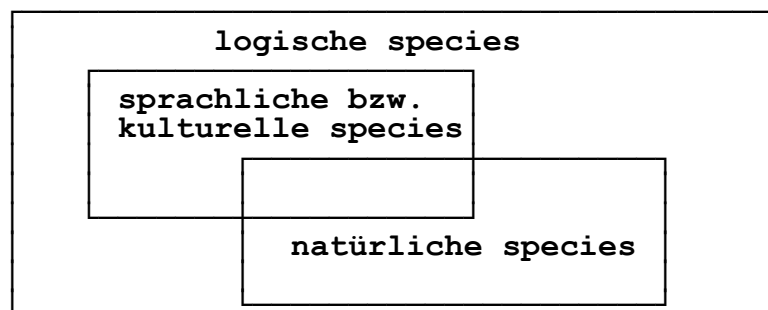
Die Fragestellung ist auch für die Linguistik wichtig, weil hier die Grammatik zum ersten Mal als besondere Form der Sprache angesehen wird. Zum ersten Mal wird die Grammatik zum Objekt der Sprachphilosophie. In der sog. philosophischen Grammatik insbesondere des 18. Jh. nahm man eine einzige Grammatik für alle Sprachen an. Man suchte das Rationale mit dem Grammatischen zu vereinbaren. Man nahm ein allgemeines rationales Denken an, verglich die Sprachen mit diesem und stellte fest, ob sie damit übereinstimmten. Was sich in Übereinstimmung mit dem rationalen Denken befand, gehörte zur Sprache im allgemeinen, sonst handelte es sich um marginale Abweichungen.

Bei Humboldt geht es hingegen um das schon bei Herder formulierte Prinzip der Eigentümlichkeit der Einzelsprachen und damit auch der grammatischen Bedeutung einer jeden Sprache. Es steht nun das Charakteristische und Individuelle der Sprachen im Vordergrund. Zum ersten Mal wird die Eigentümlichkeit der grammatischen Bedeutung festgestellt. Nicht nur das Lexikalische wird als eigentümlich behauptet, sondern auch und sogar an erster Stelle das Grammatische, d.h. die Art, wie die schon benannten Sachen in ein Verhältnis zueinander gebracht werden.

5.1.2. Zur Vorgeschichte des Begriffs

Während einer sehr langen Zeit ist - grob gesagt - in der Sprachphilosophie von einer Eigentümlichkeit der sprachlichen Inhalte überhaupt nicht die Rede. Grundsätzlich werden die gleichen Bedeutungen für alle Sprachen angenommen. Allenfalls erkennt man an, daß die bezeichneten Sachen verschieden sind und man deshalb auch verschiedene Wörter für die verschiedenen Sachen braucht, oder daß eine Sprache mehr Unterschiede macht im Vergleich mit anderen Sprachen, d.h. daß eine Sprache mehr "Reichtum" besitzt im Vergleich mit "ärmeren" Sprachen. In praktischer Hinsicht ist die Verschiedenheit der Sprachen den Übersetzern, Dolmetschern und mehrsprachigen Sprechern natürlich gut bekannt. Die Verschiedenheit der Bedeutungen wurde aber nicht Gegenstand der Reflexion.

Als erster erkannte John Locke ausdrücklich, daß mindestens eine partielle Verschiedenheit der Sprachen im lexikalischen Bereich besteht. Er prägte den Begriff der "gemischten Modi". Diese seien traditionell in bestimmten Gemeinschaften und folglich nicht in allen Gemeinschaften anzutreffen, weil sie historisch bedingt seien. Leibniz hat die allgemeine Eigentümlichkeit der lexikalischen Bedeutungen grundsätzlich behauptet, und zwar in seiner Auseinandersetzung mit Locke in den "Nouveaux essais". Leibniz führt den Begriff der *species civiles* ein, d.h. der kulturellen *species* oder Seinsarten. Diese seien grundsätzlich in den Sprachen gegeben, auch wenn sie mit den natürlichen *species* zusammenfallen können und notwendigerweise jeweils eine Sektion der sog. logischen *species* sind. Die logischen *species*, deren Zahl unendlich ist, sind alle denkbaren Kombinationen von Merkmalen und enthalten deshalb notwendigerweise auch die natürlichen und sprachlichen *species*. Die natürlichen *species* können mit den sprachlichen *species*, d.h. den lexikalischen Bedeutungen, zusammenfallen, müssen es aber nicht. Man vergleiche das folgende Schema:



Zum Beispiel kann das Wort *Pferd* in einer Sprache einer natürlichen *species* entsprechen. Eine andere Sprache könnte aber kein Wort für *Pferd* haben, sondern nur Wörter für weniger

umfassende *species*, z.B. nur Wörter wie *Schimmel*, *Fuchs* usw., oder nur ein Wort für eine allgemeinere *species*, die auch die Esel oder noch mehr einschließt. Mit seinem Begriff der *species civiles* stellt Leibniz die Eigentümlichkeit der lexikalischen Bedeutungen ausdrücklich und auch reflexiv fest, obwohl er gerade diese Konsequenz seiner Theorie nicht selbst expliziert.

Die Eigentümlichkeit der **grammatischen** Bedeutung wird in praktischer Hinsicht und partiell von Lorenzo Hervás entdeckt oder als These in den Begriff des *artificio grammaticale* (des "grammatischen Mechanismus") gefaßt. Wir finden diesen Begriff als *grammatical device* in der neueren Linguistik wieder. Von Humboldt wird die Eigentümlichkeit der grammatischen Bedeutung im Begriff der "grammatischen Form" ausdrücklich formuliert und begründet. In dieser Hinsicht ist seine Fragestellung auch für die Linguistik bahnbrechend. Sie führt zu einer anderen Art der grammatischen Beschreibung. Die Grammatik wird nicht mehr nach allgemeinen bzw. universellen Kategorien, d.h. nach den Kategorien der Beschreibungssprache des Grammatikers, die wie in der Universalgrammatik des 18. Jh. als universell angenommen werden, beschrieben, sondern nach den Kategorien, die in der beschriebenen Sprache selbst enthalten sind. Der Begriff der grammatischen Form impliziert also das Prinzip der Immanenz auch in der grammatischen Beschreibung. Im "Sprachstudium" ist das Prinzip noch nicht ausdrücklich formuliert. Die ausdrückliche Formulierung steht erst in der "Entstehung der grammatischen Formen".

5.1.3. Zur Widersprüchlichkeit der Fragestellung Humboldts

Widersprüchlich ist die Fragestellung Humboldts, weil sie einerseits die grundsätzliche Verschiedenheit der Sprachen, andererseits aber eine ideale Sprachidee annimmt, die in allen Sprachen angestrebt wird. Von jeder Sprache nimmt Humboldt an, daß sie gegenüber anderen Sprachen durch eine eigentümliche Kohärenz ausgezeichnet sei, weil sie ideell einheitlich, d.h. nach bestimmten Prinzipien konstruiert sei. Demgegenüber bezieht sich die Sprachidee nicht auf die *langage* als Sprache im allgemeinen, sondern auf das Einzelsprachliche selbst, d.h. auf das Sprachsystem. Der Sprachidee entspricht ein ideales System mit einem idealen grammatischen Verfahren, nämlich der Flexion.

Humboldts Widerspruch liegt in folgendem: Die Eigentümlichkeit setzt die einmalige Entstehung einer jeden Einzelsprache voraus. Jedes Element einer Sprache ist zugleich Entwurf des Sprachsystems. Die Eigentümlichkeit bedeutet zugleich die Beständigkeit der einmal entworfenen Sprachsysteme. Humboldt hält die Sprachsysteme an und für sich für ewig, für ein für alle mal gemacht, und er sagt es ausdrücklich. Hat eine Sprache ein Prinzip angenommen, dann gilt es unbestimmt weiter. Deshalb gibt es nur noch Ausbildung, d.h. Anwendung der Prinzipien und Vervollständigung und Verfeinerung des Entwurfs. In dieser Hinsicht ist für

Humboldt jede Sprache als System vollkommen durch ihre eigene Kohärenz. Nur im Grad der Ausbildung, d.h. in bezug auf die Sprachen als Kulturträger, gibt es vollkommeneren und weniger vollkommene Sprachen. Das Griechische ist für Humboldt die vollkommenste Sprache, auch in bezug auf die Ausbildung.

Eine Veränderung der Prinzipien ist für Humboldt grundsätzlich nur durch Sprachmischung möglich. Diese Sprachmischung bezieht sich auf die Vorgeschichte der jeweiligen Einzelsprachen. Bei der Sprachmischung wird jeweils das besser geeignete Prinzip der sich vermischenden Sprachen gewählt und dadurch eine neue Kohärenz hergestellt. Als "Ursache" des grammatischen Wandels betrachtet Humboldt also die Sprachmischung. Er folgt damit A. Smith und F. Schlegel. Nur durch Sprachmischung können auch Systeme anders werden. Isolierte Systeme haben dagegen nur Ausbildung, d.h. weitere Anwendung und Entwicklung in der Sprachnorm.

Die andere Seite des Widerspruchs, den wir bei Humboldt konstatiert haben, liegt in der Annahme der Sprachidee. Die ideale Form der Sprache schlechthin wird durch die allgemeine Formativität als ewige Tätigkeit des Menschen motiviert. Die Flexion stellt ein zu erreichendes Ziel dar. Dies setzt ein Streben nach der Flexion in allen Sprachen voraus.

5.1.4. Sprachtypologie und Sprachidee

Die Annahme, daß die flexivischen Sprachen die Idealform der Sprache sind, findet sich auch bei F. Schlegel. Gerade deshalb ist Humboldt bemüht, immer wieder gegen ihn Stellung zu nehmen und zu zeigen, worin er sich von ihm unterscheidet. Schlegel nimmt nur eine einzige Sprache als Flexionssprache an, nämlich das mit dem Indogermanischen weitgehend identifizierte Sanskrit. Von Lord Monboddo übernimmt F. Schlegel die Idee, nur das Indogermanische sei organisch entstanden; vielleicht sei dabei ein göttlicher Sprachschöpfer am Werk gewesen. Monboddo hatte sogar Ägypten als den Herkunftsraum dieser Kunstsprache bestimmt. Gegenüber der organisch gebildeten Kunstsprache seien alle übrigen Sprachen Primitivsprachen ohne innere Einheit. Bei ihnen sei nur Ausbildung durch Anhäufung festzustellen.

Humboldt besteht immer wieder darauf, daß gerade nicht **eine** Sprache der Sprachidee entspricht, sondern daß die Sprachidee ein ideales Ziel für alle Sprachen ist. Humboldt nimmt also keine Trennung von Idealsprache und primitiven Sprachen vor, sondern faßt die Idealsprache als Ziel und nimmt bei allen Sprachen das Streben nach diesem Ziel an. An diesem Ziel gemessen gibt es nun vollkommeneren und weniger vollkommene Sprachen. Dies bedeutet einen anderen Begriff von Vollkommenheit. Nach diesem ist eine Sprache in ihrer

Strukturierung selbst nicht vollkommen. Sie ist aber auf dem Weg zur Flexion und hat auf diesem Weg einen bestimmten Punkt erreicht.

Sprachidee

>-----x-----x-----x----->

**Sprachen, die nur
lexikalisches
enthalten
(Chinesisch)**

**Sprachen, die das
Relationierende
teilweise ausdrücken**

**Sprachen, die die
Flexion kennen, aber
nicht vollständig
durchgeführt haben**

Erst bei der völligen flexivischen Strukturierung haben wir eine totale Auflösung des Stoffes in der Form. Dieses Ziel ist von keiner Sprache erreicht worden. Die flexivischen Sprachen sind aber auf der idealen Entwicklungslinie schon weit fortgeschritten. Andere Sprachen sind noch am Anfang des Weges zur Flexion. Sie enthalten nur Lexikalisches; das Grammatistische wird nur gedacht oder durch die Wortstellung ausgedrückt. Vom Chinesischen nahm man damals an, es würde alles, was Grammatik ist, auf das Denken schieben und nicht in der Sprache ausdrücken. Werde z.B. das Futur neben dem Verb durch ein eigenes Wort ausgedrückt, das 'Zukunft' bedeute, so entspreche ein solcher Ausdruck der grammatischen Verhältnisse noch nicht der Grammatik. In einer mittleren Phase auf dem Weg zur Sprachidee stehen die Sprachen, die zwar Bezeichnung und "Andeutung", d.h. Lexikon und Grammatik aufweisen, das Relationierende aber nur in bestimmten Fällen sprachlich ausdrücken und es sonst dem Denken überlassen.

Die Flexion ist schließlich der ideale Ausdruck des Grammatistischen, weil im Ausdruck nicht mehr das Lexikalische erkannt wird. Die Endungen können zwar ursprünglich etwas Lexikalisches bedeutet haben. Sie werden aber nicht mehr als lexikalische Elemente verstanden, sondern werden zu Morphemen mit rein grammatischer Funktion. Ebenso gibt es grammatische Wörter, die nichts Lexikalisches mehr enthalten wie die Präpositionen. Sie können ursprünglich lexikalische Elemente gewesen sein, haben aber jetzt nur noch grammatische Funktion. Für Humboldt ist die Agglutination, die Anhäufung von grammatischen Bestimmungen, Vorstufe der Flexion. In jeder flexivischen Sprache gebe es noch Spuren der Agglutination.

F. Schlegel unterscheidet zwischen Sprachen durch Affixa einschließlich des Chinesischen und Sprachen durch Flexion. A. W. Schlegel unterscheidet isolierende Sprachen (er nennt sie Sprachen ohne grammatische Struktur), agglutinierende Sprachen (*langues par affixes*) und Sprachen durch Flexion (*langues par inflexion*). Humboldt schließlich ordnet die isolierenden Sprachen, die die Grammatik überhaupt nicht ausdrücken, die agglutinierenden Sprachen und die Flexionssprachen auf einer Entwicklungslinie an, die keine Trennung zwischen Agglutination

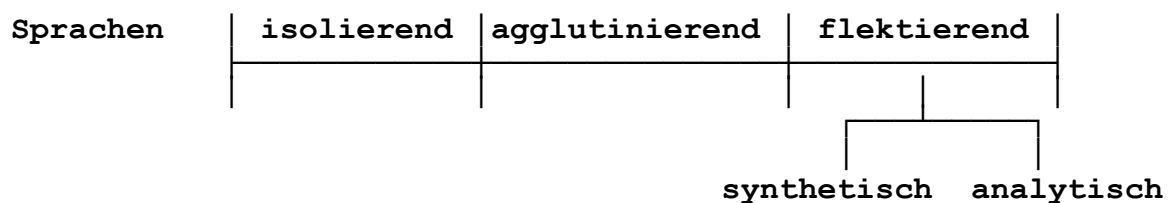
und Flexion kennt. Humboldt hat also eine völlig andere Einteilung als F. Schlegel: Die Affixa bleiben mit der Flexion zusammen. Es wird keine einmalige Sprachschöpfung angenommen, sondern eine Entwicklung in Richtung auf die Flexion.

Das folgende Schema stellt Humboldts Auffassung den Einteilungen von Friedrich und August Wilhelm Schlegel gegenüber:

F. Schlegel



A. W. Schlegel



W. v. Humboldt



5.1.5. Vollkommenheit als Kohärenz der Strukturierung

[17.1.89] Wir haben gesehen, daß Humboldt in bezug auf die grammatische Form mit einem Widerspruch zu kämpfen hat, wenn er die Flexion als Idealverfahren der Grammatik annimmt. Humboldts Formbegriff, die Aufhebung des Stoffes im ganzen durch die Form, ist ästhetisch motiviert. Nach dem erreichten Grad der Vollkommenheit können die Sprachen geordnet werden. Humboldt nimmt also, anstelle der Trennung bei F. Schlegel, eine Entwicklungslinie an.

Der Vollkommenheit durch Aufhebung des Stoffes durch die Form steht die Vollkommenheit als Kohärenz in der Strukturierung gegenüber. Nach dieser Auffassung stehen die unvollkommenen Sprachen in der Mitte. Kohärenz ist einerseits erreichbar durch Folgerichtigkeit im Verzicht auf

die "Sprachidee" (wie beim Chinesischen), andererseits durch die Orientierung in Richtung auf die Flexion:

<p>Kohärenz im Verzicht auf grammatische Strukturierung</p>	<p>-----<-----
 unvoll- kommene Sprachen</p>	<p>----->-----
 Orientierung in Richtung auf die Flexion</p>
--	--	--

5.2. Die Grammatik als eigentliche Form der Sprache

5.2.1. Grammatik als neuer Gegenstand der Sprachphilosophie

Nach dieser Klärung der Begriffe kommen wir nun kurz zu der Abhandlung "Über das Entstehen der grammatischen Formen" (1822). Die Abhandlung gehört zwar nicht zu den fünf Abhandlungen, die Humboldts Gesamtauffassung darstellen, ist aber in bezug auf die grammatische Form äußerst wichtig. Ihr Gegenstand ist das ideale Werden der Grammatik, d.h. die Frage, wie sich die Formativität in der Sprache selbst behauptet, wie die Form der Sprachen immer mehr und immer genauer den Anforderungen des Denkens entsprechen. Die Entwicklung der grammatischen Form wird zugleich als virtuelle Ideenentwicklung, als Entwicklung der Denkfähigkeit selbst aufgefaßt.

Zum ersten Mal wird die Grammatik ausdrücklich zum Gegenstand der Sprachphilosophie gemacht. Die Grammatik gehört mit zur Form der Sprache, ja sie ist sogar die eigentliche Form der Sprache. Die Sprache als Sprachsystem ist nicht bloß eine Nomenklatur, ein Wortschatz, sondern ein System zum Sprechen über die durch den Wortschatz gestalteten "Sachen".

Im Neohumboldtismus ist insbesondere die These des Weltbildes als Gestaltung durch den Wortschatz interpretiert worden, d.h. als Arbeit der Sprache im lexikalischen Bereich. Dies ist in gewisser Hinsicht nicht nur im Sinne Humboldts, sondern auch der Sache nach falsch. Die Welt, die im Wortschatz gestaltet wird, ist eine statische Welt, eine Welt der Gegenstände allein. Es fehlt ihr die Möglichkeit, die Gegenstände auf eine ganz bestimmte Weise in Relation zueinander zu bringen. Humboldt schreibt dazu im "Entstehen":

Die Wörter und ihre grammatischen Verhältnisse sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese bloss die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, dass

Undeutlichkeit und Misverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische Formen. (Werke III 1963, 37-38)

5.2.2. Bezeichnung und Andeutung

Humboldt unterscheidet hier einerseits die Funktion der Gestaltung der Welt und andererseits das Relationieren der Sachen, d.h. die Verknüpfungen. Er hat später für diese beiden Funktionen die Begriffe "Bezeichnung" und "Andeutung" eingeführt. Die "Bezeichnung" entspricht den durch den Wortschatz eingeführten Begriffen. Die "Andeutung" versetzt sie in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder des Redens. Durch die lexikalische Gestaltung wird die Welt zu einer Welt des Denkens gemacht, d.h. zu einer Welt, die gedacht werden kann. Sie wird so Eigentum des Menschen und Inhalt des Bewußtseins und ist nicht mehr nur momentaner Eindruck.

Die "Bezeichnung" ist die Voraussetzung des Denkens, aber noch nicht das Denken selbst. Sie ist nur die Vorbereitung der Sachen für das Denken, damit man sie denken kann. Diese Feststellung bezieht sich natürlich nicht auf das praktische Denken, sondern auf die Möglichkeit des theoretischen Denkens, des Denkens über das Wesen der Sachen, bzw. auf die Möglichkeit, die Sachen zu analysieren. *In concreto*, d.h. im praktischen Umgang mit den Sachen, kann man auch mit den Vorstellungen denken. Denkt man sich in eine Situation hinein, kann man in ihr reagieren, ohne Begriffe zu verknüpfen. Mit den konkreten Vorstellungen der Sachen kann man die Sachen aber nicht analysieren, kann man nichts über sie aussagen, sie z.B. auf Klassen zurückführen oder sie beschreiben.

Die beste Formulierung für die Unterscheidung zwischen der Bezeichnung des Begriffs und seiner Versetzung in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder des Redens finden wir erst im "Sprachbau". Ich zitiere diesen wesentlichen Passus ganz:

In allen hier zusammengefassten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muss. Es gesellt sich nemlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes, und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffes gehört den immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewusstseyns, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesamtheit der möglichen Fälle in der

Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete und der Sprache selbst fest einverlebte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende und ihre mehr den äusseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit ("Sprachbau" § 26, Werke III 1963, 489-490)

Erst durch die Grammatik konstituiert sich die Sprache als Tätigkeit. Der Wortschatz als Vertretung der Sachen ist der Stoff, über den man spricht.

5.2.3. Das Prinzip der Immanenz

Durch die grammatische Gestaltung unterscheiden sich die Sprachen nach Humboldt noch mehr als durch ihre Wörter. Die Gestaltung der Welt durch das Lexikalische sei zwar auch schon eigentümlich, die Unterschiede in der grammatischen Gestaltung seien aber noch viel größer und für die Struktur der Sprachen eher maßgebend. Man müsse folglich die Sprachen jeweils auch in dieser Hinsicht von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus analysieren und nicht vom Gesichtspunkt der Kategorien einer anderen Sprache oder von angenommenen Universalkategorien aus.

Zum Beleg dieser These führt Humboldt vor allem Beispiele aus amerikanischen Eingeborensprachen an. Er stützt sich dabei, wie ich glaube, vor allem auf Lorenzo Hervás und seine analytische Methode. Mit dieser Methode zeigt er, daß die grammatische Bedeutung in den amerikanischen Sprachen anders ist, als wir es aufgrund der Übersetzung annehmen würden. Der Ansatz ist folgender: Die Übersetzung wird dadurch gerechtfertigt, daß die Bezeichnung einer bestimmten, außersprachlich gemeinten Relation die gleiche ist. Die verwendeten Bedeutungen, d.h. das, was in der Sprache selbst gesagt wird, sind aber jeweils anders. Humboldt schreibt:

Man muß daher, um diesen Fehler [eine unbekannte Sprache in den Kategorien einer bekannten zu analysieren] zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, dass man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältnis bezeichnet. (Werke III 1963, 35)

Das ist das Prinzip der Immanenz bzw. der immanenten Beschreibung. Es besteht darin, eine Sprache so zu beschreiben, wie sie in bezug auf ihre eigenen grammatischen Bedeutungen ist. Die eigentümlichen grammatischen Bedeutungen einer Sprache werden in der Übersetzung nicht bewahrt:

Man muß daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dass diese Uebertragungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind, und eine ganz andre grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müsste man auch der

Uebertragung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist. (Werke III 1963, 40)

5.2.4. Die Methode der wörtlichen Übersetzung

Humboldt fordert also die wörtliche Übersetzung, um darzustellen, was die entsprechende Sprache sagt. Er führt unter anderem die folgenden Beispiele an:

- Der Ausdruck der Karibensprache *aveiridaco* wird übersetzt mit 'wenn du wärest' (2. Ps. Imp. Sg. Konj.). Tatsächlich gebe es in dieser Sprache keinen Konjunktiv, es sei sogar fraglich, ob überhaupt ein Verb vorliegt. Die Sprache sagt vielmehr "am Tage deines Seyns". Dies ist die grammatische Bedeutung der Konstruktion. In bezug auf die außersprachliche Relation entspricht sie aber dem, was wir mit *du wärest* ausdrücken.
- Der Ausdruck *a-le-ti-pan* der Lule-Sprache wird richtig übersetzt mit 'aus Erde gemacht'. Wörtlich heißt der Ausdruck aber "Erde aus sie machen".
- Der Ausdruck *caic tucuec* der mexikanischen Sprache wird übersetzt mit "Ich pflege zu essen", entspricht aber wörtlich den nebeneinander gestellten finiten Verbformen "Ich pflege ich esse".
- Der Ausdruck *che caru ai-pota* einer brasilianischen Sprache wird übersetzt mit "Ich will essen", entspricht aber wörtlich einem "Mein Essen ich will". (vgl. Werke III 1963, 35-37)

Die Idee der Analyse durch wörtliche Übersetzung stammt von Hervás. Man müßte den Zusammenhängen zwischen Hervás und Humboldt nachgehen. Beide lernten sich in Rom kennen. Die Grammatiken, die Humboldt von Hervás erhalten hatte und kopieren ließ, sind noch erhalten. Sie befinden sich in Berlin und können dort eingesehen werden. Es existiert eine von Hervás selbst geschriebene Liste. Sie betreffen die Sprachen, aus denen Humboldt zitiert und die er im Sinne der eigentlichen grammatischen Form interpretiert.

Humboldt geht einen wesentlichen Schritt über Hervás hinaus, dessen Arbeiten rein praktisch und kaum begründet waren. Seine Leistung für die Linguistik besteht in der ausdrücklichen Entdeckung der Grammatik als grammatische Semantik, als inhaltliche Gestaltung nicht der Sachen, sondern der Eigenschaften der Sachen und der Sachen in ihren Relationen zueinander.

Das Prinzip der Immanenz für die grammatische Beschreibung ist genau das Gegenteil des Prinzips, das der Universalgrammatik zugrundeliegt. Es gilt in gewisser Hinsicht bis heute, und man verwendet teilweise noch die Technik, die grammatische Gestaltung in einer Sprache durch die wörtliche Übersetzung zu zeigen.

5.2.5. Die Sprache als bildendes Organ des Denkens

Was bedeutet das Prinzip der Immanenz für die Sprachphilosophie? Erst jetzt wird die Grammatik auch als Gegenstand der Sprachphilosophie wichtig. Von nun an geht es nicht nur um die Namengebung, sondern auch um das Sprachsystem, d.h. um die Methode, mit der gedachten Welt als mit einem geistigen Eigentum zu operieren. Wer meine Vorlesung über Hegel gehört hat, erinnert sich vielleicht noch daran, daß Hegel gerade mit diesem Übergang von der Namengebung zur grammatischen Strukturierung Schwierigkeiten hatte. Bis Humboldt bleibt die Sprachphilosophie bei der Sprache als Namengebung, d.h. sie hält nur die Tatsache für wichtig, daß die Sache zum Wort wird. Bei Humboldt haben wir nun zwei verschiedene Operationen, die aber eine Einheit bilden.

Die Schwierigkeit des Übergangs wird aufgehoben, weil der Übergang in der Sprache selbst geschieht und in gewisser Hinsicht schon im voraus gegeben ist. Wir haben nicht etwa zuerst die Wörter zur Einteilung der Sachen und erst dann die Sätze über die Relationen bei den Sachen, sondern es ist in gewisser Hinsicht umgekehrt: Zuerst gibt es das Sprechen mit der Sprache, und die Wörter resultieren aus den Sätzen. Beides ist zugleich gegeben als eine einzige Intuition, und es gibt dann eine Art Auslese der Bezeichnung, des Begriffs aufgrund der einheitlichen Rede.

Für die Linguistik bedeutet dies das Primat des Satzes. Das Lexikon resultiert aus den Sätzen. Für die Spracherlernung und für die Entwicklung der Sprache beim Kind heißt dies, daß es zuerst Sätze gibt und daß erst danach aus den Sätzen die Wörter ausgelesen werden. Schon ein einziges Wort des Kindes sei nicht bloß Bezeichnung, sondern schon Satz in unserem Sinne. *Milch* ist so nicht bloß das Wort *Milch*, sondern meint "Ich möchte Milch haben" oder ähnliches. In dieser Hinsicht wird der Übergang vom Wort zum Satz aufgehoben. Er erfolgt in der Sprache selbst und eher in der umgekehrten Richtung.

Gerade dadurch ist die Sprache auch bildendes Organ des Denkens. Sie ist es erst als Sprache mit einer Grammatik, in der man relationieren und Sätze bilden kann, nicht bloß als Nomenklatur, als Namengebung. Humboldt schreibt:

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöht das Denkvermögen. (Werke III 1963, 54)

In der Entdeckung der grammatischen Form liegt die Bedeutung dieser Abhandlung für die Linguistik und die Sprachphilosophie *in abstracto* und über Humboldt hinaus. Sie läßt den Übergang vom bloßen Nennen zum Sagen und folglich zum Denken mit den schon benannten Sachen in der Sprache selbst erfolgen. Erst jetzt ist die Sprache tatsächlich als bildendes Organ

des Denkens bestimmt. Man denkt, was schon durch die Sprache gestaltet worden ist. In sprachwissenschaftlicher Hinsicht ist die Abhandlung grundlegend, weil zum ersten Mal der Satz hervorgehoben wird und das Prinzip der Immanenz eingeführt wird.

5.3. Die Entwicklung der Sprachen zur Sprachidee

5.3.1. Allgemeines

[23.1.93] Für Humboldt selbst sind die Ausführungen zum Werden der Grammatik zugleich Ausführungen über das Werden der Sprachen in Richtung auf die Vollkommenheit. Es geht ihm nicht bloß um die Eigentümlichkeit der grammatischen Gestaltung, sondern auch um die Frage, an welchem bestimmten Punkt ihrer Entwicklung sich eine Sprache befindet, z.B. ob sie schon die Unterscheidung zwischen Verb und Nomen macht oder ob sie das Formale auch formal in der Grammatik ausdrückt. Die Beispiele für eine bestimmte Gestaltung, die von unserer Gestaltung des Denkens mit der Sprache abweicht, sind zugleich Beispiele für das Verhältnis der Einzelsprachen zur Sprachidee schlechthin und zugleich Beispiele für die Unvollkommenheit bzw. Vollkommenheit der Sprachen. Bei Humboldt geht es nicht nur um die Formativität, sondern zugleich auch um das Werden der Formativität. Er schreibt:

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmtheit und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muss der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältniss ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen. (Werke III 1963, 38)

Eine Sprache wie das Chinesische, die nach zeitgenössischer Auffassung nur die "Bezeichnung" kennt, z.B. im Sinne von *Dieser Mensch heute lesen*, und die das grammatische Verhältnis gar nicht oder durch Wörter ausdrückt, die wiederum Sachen bezeichnen (z.B. *heute* statt Präsens in unserem Beispiel), hätte noch keine Grammatik als solche. Denn das Streben nach grammatischer Form richtet sich darauf, das Grammatische auch tatsächlich durch den Laut auszudrücken.

5.3.2. Der wahre Begriff der grammatischen Form

Das Grammatische wird nicht durch eine Folge von Lexemen ausgedrückt, sondern dadurch, daß ein Lexem, das etwas bezeichnet, zugleich eine Modifikation aufweist, die es in eine bestimmte Kategorie des Denkens, etwa in eine bestimmte Zeitrelation, versetzt. Humboldt fährt fort:

Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältniss, und die Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modifikation der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stossen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern bloss ein Verhältniss, und zwar ein grammatisches, bezeichnen. (Werke III 1963, 38-39)

Humboldt sieht also in der Modifikation eines Lexems zum Ausdruck eines grammatischen Verhältnisses die eigentliche grammatische Form. Die Grammatik muß seiner Ansicht nach materiell ausgedrückt werden, und zwar entweder durch Modifikation der bezeichnenden Wörter oder durch grammatische Wörter. Humboldt meint damit Konjunktionen, Präpositionen, Partikel u.ä., die gar keinen Gegenstand, sondern bloß ein Verhältnis ausdrücken. Es sind reine Instrumentalwörter, reine Morpheme.

Die ideale Entwicklung der Sprachen erfolgt nach Humboldts Auffassung in der Richtung, daß die Bezeichnung und die Andeutung zugleich ausgedrückt werden. So stellt er die amerikanische Huasteca-Sprache, die grammatisch ungeformte Begriffe miteinander verbindet, der griechischen gegenüber, und konstatiert:

Welch eine unermessliche Kluft ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. (Werke III 1963, 41)

5.3.3. Entwicklungsstufen der Sprachen

Humboldt nimmt folgende Entwicklung an: Zuerst ist die Grammatik nur gedacht, aber nicht ausgedrückt, dann gibt es die Mittel zum Ausdruck der grammatischen Form. Er zählt die folgenden Mittel auf:

Anfügung oder Einschaltung bedeutsamer Silben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben oder noch ausmachen,

Anfügung oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Silben, bloss zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andren, oder durch
Veränderung der Quantität, oder Betonung,

Umänderung von Consonanten im Innern des Wortes,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Silbenwiederholung. (Werke III 1963, 42-43)

Im ersten Fall haben wir die Agglutination von selbständigen Formen, die jetzt zu grammatischen Formen werden. Im zweiten Fall haben wir keine Formen mehr, die ursprünglich für sich selbst bedeuten, sondern solche, die entweder tatsächlich willkürlich sind und nur zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse da sind, oder solche, die die ursprüngliche lexikalische Bedeutung verloren haben wie das deutsche Ableitungssuffix *-haft*, in dem die lexikalische Bedeutung 'haben' nicht mehr unmittelbar spürbar ist.

Hat sich die grammatische Form verselbständigt, kann ein grammatisches Schaffen nach diesem Muster eintreten. Man sieht von der lexikalischen Bedeutung völlig ab und führt eine autonome Modifikation ein. Ist z.B. ein Plural aus einer Mengenbezeichnung hervorgegangen, aber dann zu einem Suffix geworden, dann ist die Modifikation durch dieses Suffix unabhängig vom Begriff der Menge und dient nur noch zur Bezeichnung des Grammatischen. In diesem Ausdruck der Grammatik allein liegt eine Art Fortschritt. Offenbar führt diese ideale Entwicklung zur Flexion, insbesondere zur inneren Flexion, wie wir sie in den indogermanischen, aber auch den semitischen Sprachen haben. Hier tritt, wie z.B. im Ablaut bei *binden band gebunden*, die Flexion durch Modifizierung des Stammes ein, was für Humboldt die Idealform ist.

5.3.4. Innere Kohärenz eines Sprachsystems vs. Streben nach Flexion

Man kann sich fragen, ob hier ein Widerspruch gegenüber der allgemeinen Auffassung von Humboldt besteht, daß ein Sprachsystem eine innere Kohärenz aufweist, die, wenn sie einmal entworfen ist, auf ewig unverändert bleibt. Zu dieser Frage sind verschiedene Meinungen vertreten worden. Nach der einen Auffassung liegt ein unaufgehobener Widerspruch vor. Dies ist u.a. die Meinung von Steinthal, der das rein Sprachwissenschaftliche betont und die Sprachen nach deren eigenen Kriterien der Gestaltung interpretiert. In seiner Polemik gegen Steinthal vertritt hingegen A. F. Pott in einer scharfsinnigen, aber kompliziert geschriebenen Abhandlung "Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft" (Berlin: Calvary 1876, 2.A. 1880) die These der Kohärenz bei Humboldt. Pott sagt, daß es nicht um die historische Entwicklung der Sprachen geht, sondern um die Sprachidee, d.h. nur um eine rationale Anordnung, nicht um die tatsächliche Entwicklung der Sprachen. Er schreibt:

Da haben wir's. Mit wie leichtem Sinne doch man über Schwierigkeiten hinwegkommen kann, an denen ein Humboldt sich abmüht, ohne eine endgiltige Entscheidung wenigstens zuversichtlich auszusprechen. Man lese Versch. § 25 [...] nach. Dort schliesst er damit, dass zwar zwischen Chinesisch und Sanskrit als äussersten Punkten ein sich *stufenweis* erhebender *Fortschritt* anerkannt wird. [...] Also ein Fortschritt der Sprachidee [...]. Allein zugleich weigert sich Humboldt mit weisem Bedacht, aus jenem Verhältnis auch auf ein *geschichtliches Nach- und natürliches Zeugen aus einander* einen vorschnellen Schluss zu ziehen. (Pott 1880, LXVII-LXVIII)

Ich glaube, daß man das tatsächlich annehmen kann. Humboldt unterläuft aber etwas, was schon bei Vico geschehen ist: die ideale Entwicklung wird zugleich als konkrete historische Entwicklung angesehen. Humboldt sagt immer wieder, es gebe ein Streben nach der Flexion in allen Sprachen, und in den flexivischen Sprachen gebe es noch Spuren der Agglutination. Es seien konkrete historische Spuren in den Sprachen selbst.

5.3.5. Die Ästhetik der Einheit von Stoff und Form

Wir werden, wie ich glaube, aus dem Widerspruch nicht herauskommen, wenn wir bei der Identifizierung eines bestimmten Verfahrens mit der Sprachidee schlechthin bleiben, d.h. wenn wir mit Humboldt die Flexion als das ideale Sprachverfahren ansehen und annehmen, daß die Sprachen mit Flexion für das Denken geeigneter sind als Sprachen, die im Materiellen anders gestaltet sind. Im Grunde handelt es sich bei dieser Auffassung eher um eine ästhetische Auffassung von der Sprache und der Sprachstruktur. Humboldt meint, daß die nicht maßlose Flexion am besten (und das heißt zugleich am schönsten, weil des Gute zugleich das Schöne ist), am harmonischsten der grammatischen Form entspricht, weil sie am genauesten der Einheit des Bezeichnens und Relationierens im Denken entspricht.

Wird dagegen die Relation nicht ausgedrückt, besteht eine zusätzliche Aufgabe für das Denken, weil es sich das Grammatische vorstellen und sich in dieses hineindenken muß. Wenn die Grammatik durch selbständige Wörter ausgedrückt wird, die selbst etwas bezeichnen, hat man wiederum nicht die Einheit von Stoff und Form, weil die Relation als solche gedacht werden muß, da sie selbst nicht ausgedrückt ist. Habe ich z.B. *lesen Zukunft* als Futurum von *lesen*, muß ich wiederum die Relation hinzudenken. Es gibt keine Einheit, *Zukunft* bleibt getrennt.

Auch ein Übermaß an Flexion sei nicht begrüßenswert, wie Humboldt immer wieder hervorhebt. Deshalb betrachtet er die einverleibenden Sprachen, in denen die Autonomie des Wortes im Satz verschwindet, d.h. das Wort idealiter zugleich ein Satz ist bzw. alle Relationen in das Wort einverleibt sind, wiederum als unvollkommen, weil sie allzuviel zu einer Einheit machen. Dadurch werde die Autonomie der Bezeichnung, die ästhetisch begründete Einheit von Bezeichnung und Andeutung, wiederum aufgehoben. Satz und Wort würden zu einer Einheit,

und das Wort sei nicht mehr als Wort erkennbar, sondern nur als eine schon relationierte Einheit. Dieser Gesichtspunkt findet sich in den späteren Abhandlungen. Hier geht es ihm vor allem darum, ob Verb und Nomen unterschieden werden oder nicht.

5.3.6. Zusammenfassung

Fassen wir nochmals kurz die Bedeutung der Abhandlung "Über das Entstehen der grammatischen Formen" zusammen. Sie ist in philosophischer Hinsicht wichtig, weil sie die Philosophie der Grammatik darstellt: Die Sprache ist nicht bloß Nomenklatur, Einteilung der Welt, sondern zugleich System des Sagens. Die Eigentümlichkeit zeigt sich viel mehr in dem System des Sagens als im System des Benennens, als in den Sachen, die die Sprache für das Denken schafft.

In sprachwissenschaftlicher Hinsicht ist die Abhandlung wichtig, weil sie die Immanenz der Grammatik behauptet: Jede Sprache solle grundsätzlich immanent beschrieben werden, d.h. nach ihrer eigenen Gestaltung, aufgrund ihrer eigenen Gestaltungsprinzipien. Dies bedeutet: jede Beschreibung ist eine Entdeckung. Man entdeckt etwas anderes und stellt nicht bloß das fest, was man von seiner eigenen Sprache schon kennt.

In methodischer Hinsicht ist die Abhandlung wichtig für die Beschreibung und für das Verständnis der Sprachen, weil hier die Semantik der Grammatik begründet wird. Hier findet der Übergang statt von der materiellen Form zur inneren Sprachform, obwohl der Begriff selbst noch nicht erscheint. Die "innere Sprachform" wird dann zum grundlegenden Begriff im "Sprachbau", in der letzten und reifsten Auffassung der Sprache bei Humboldt.

5.4. Humboldts Genie zwischen Intuition und Reflexion

5.4.1. Steinthals Humboldt-Interpretation

Steinthal glaubte die Widersprüche bei Humboldt, wie wir sie bereits besprochen haben, auf seine persönliche Struktur zurückführen zu können. Er meint, daß Humboldt zwar als "Genie" Intuitionen vom Wesen der Sprache gehabt hat, daß er sie aber nicht zu entfalten vermochte, weil sein Verstand ihm die Möglichkeit der Bestätigung der Intuitionen versagte. Steinthal gibt in

"Classification der Sprachen" eine Interpretation Humboldts, wie sie für das 19. Jahrhundert insgesamt typisch war. Ich zitiere sie ausführlich:

Und Humboldt war ein Genie und trug darum unbewusst an sich selbst die Auflösung jener Widersprüche, und war an sich selbst die Sonne, welche die Nebel zertheilte. Und wie er seine geniale Individualität fühlte, so betrachtete er auch alle Individualitäten als Einheit des Allgemeinen und Besondern, als besondere Darstellung des Allgemeinen. Aber was sein Genie in solcher Weise durch unmittelbare Anschauung des allgemeinen Wesens und durch praktische Erforschung der einzelnen Sprachen fand, das wurde sogleich von seinem reflectirenden Verstande wieder zerstört. Humboldts Genie begriff sich selbst nicht, und unbewusst über die Schranken des Verstandes und des Gemüthes übergreifend, liess es in dieser Bewusstlosigkeit diese Schranken bestehen. Sollten nun die Ergebnisse der unmittelbaren Thätigkeit des Genies in das Selbstbewusstsein erhoben, also theoretisch vermittelt werden, so stand der Verstand ungeschwächt da, um die Erfüllung dessen, was das Genie forderte, für unmöglich zu erklären. Wenn nämlich das Genie diese Forderungen nur stellte, weil es dieselben wesentlich schon geleistet hatte, so hielt der Verstand diese Leistungen für unmöglich, weil er dieselben, obgleich sie schon vorlagen, nicht begriff. Dieser Widerspruch zwischen - wie wir hier von nun an kurz sagen wollen - Praxis und Theorie oder Genie und Verstand, zeigt sich in jedem Punkte, den Humboldt bespricht, und drängt sich oft in einem und demselben Satze zusammen. Ein solcher Satz mag ästhetisch schön geformt sein; logisch ist er falsch gegliedert und darum auch, rein an und für sich genommen, vollkommen unverständlich. Das Verständnis Humboldts schliesst darum zugleich die Kritik desselben in sich. Denn ein solcher Satz wird eben nur dann verstanden, wenn man erkennt, was in demselben die Theorie, und was die Praxis hat sagen wollen, wirklich aber keine gesagt hat, weil jede die andere am Reden verhinderte.

Die Schwierigkeit des Verständnisses wird nun aber bis zur völligen Unauflösbarkeit an den Stellen gesteigert, wo Mysticismus erscheint. (Steinthal 1850, 20-21)

Als "Mystizismus" bezeichnet Steinthal die Auffassungen Humboldts, die er am meisten kritisiert. Das Zitat zeigt, daß Steinthal bei Humboldt einen Widerspruch zwischen Praxis und Theorie sieht, oder, wie wir es nennen, zwischen Intuition und Reflexion. Eine Einheit, die intuitiv erfaßt wird, wird reflexiv nicht mehr gerechtfertigt, weil sie der Verstand nicht mehr begreifen kann.

Wir fragen uns einerseits, ob dies tatsächlich auf Humboldts Persönlichkeit zurückzuführen ist, d.h. auf die angenommene Schwäche in seinem Verstand, oder ob hier auch traditionelle Annahmen am Werke sind, die Humboldt hindern, das, was er intuitiv erfaßt hat, weiter zu analysieren und zu entfalten. Andererseits fragen wir uns, ob diese Widersprüchlichkeit nicht auch in der Sprache selbst begründet liegt, und leiten damit zu unserem nächsten Thema über, zum Begriff der "Vermittlung."

5.4.2. Das traditionelle Vorurteil: Die Flexion als Vollkommenheitsideal

In bezug auf traditionelle Annahmen kann man fragen, ob die Sprache in dem Sinne Organ des Denkens ist, wie Humboldt das annehmen möchte, und ob es einen Fortschritt in den Sprachen in Richtung auf eine ideale Sprachidee gibt. Was meint Humboldt mit der These, gewisse Sprachen seien unvollkommen, weil sie vom Denken mehr Arbeit erfordern oder weil sie den Ausdruck von Relationen so sehr übertreiben, daß Wort und Satz zusammenfallen? Die Frage hängt zusammen sowohl mit der Idee der Sprache als Instrument des nichtsprachlichen Denkens als auch mit der Idee der ästhetischer Vollkommenheit im Kunstwerk und der Idee der Sprache als Kunst.

Humboldt meint, daß ein Instrument des Denkens dann vollkommen ist, wenn das Denken nicht bei der Interpretation des Instruments selbst zu verweilen hat, d.h. wenn man bei der sprachlichen Interpretation die grammatischen Relationen nicht in den Ausdruck hineindenken muß. Das Verweilen beim Instrument ist also Kennzeichen der Unvollkommenheit. Wenn ich wiederum bei einer einverleibenden Sprache, wo allzuviel relationiert wird, das Bezeichnete nicht mehr auf den ersten Blick als solches erkennen kann, dann habe ich wiederum eine Schwierigkeit: Ich muß interpretieren und die Relationen als solche identifizieren, und das bedeutet wiederum eine Störung des Denkens mit der Sprache.

Man kann sich fragen, ob dies tatsächlich so ist oder ob es nicht doch damit zusammenhängt, daß Humboldt seine eigene Sprache mit der Sprache schlechthin identifiziert, d.h. mit der Tatsache, daß man bei seiner eigenen Sprache diese Schwierigkeiten nicht hat. Man muß fragen, ob die Sprecher einer isolierenden oder einer einverleibenden Sprache die von Humboldt konstatierte Schwierigkeit haben oder ob sie nicht ebenso automatisch interpretieren wie wir in unseren Sprachen. Für jeden Sprecher ist die eigene Sprache die Sprache schlechthin. Sie ist die Sprache, die unmittelbar und intuitiv interpretiert wird. Bei der eigenen Sprache gibt es nicht das Distanzverhältnis, das der Verstand gegenüber einer anderen Sprache einnimmt, wenn er in ihr ein äußeres Objekt sieht, das er zu interpretieren und auf die eigenen Kategorien zurückzuführen hat. Als Motivation des Widerspruchs bei Humboldt würde ich auch anführen, daß er die Schwierigkeit, die wir überhaupt mit Fremdsprachen haben, als allgemeine Schwierigkeit aufgefaßt hat, die auch für die Sprecher dieser Sprachen bestünde. Diese Schwierigkeit besteht aber vermutlich bei den naiven Sprechern nicht.

5.4.3. Humboldts ästhetische Sprachauffassung

Wir kommen nun zu Humboldts ästhetischer Sprachauffassung. Es gibt bei Humboldt eine Einheit zwischen dem Sprachwissenschaftler und dem Kunstphilosophen. In ästhetischer Hinsicht geht es ihm darum, daß der Fehler, der ästhetische Irrtum, für sich selbst die Aufmerksamkeit fesselt, so daß man das Ganze nicht auf einmal erfassen kann. Der Fehler wird darum bei der Aufnahme eines Kunstwerks zu einem störenden Faktor, der das ästhetische Urteil zwar nicht verhindert, aber doch behindert. Man verweilt bei der Feststellung des Irrtums im Detail und kann das Ganze nicht mehr unmittelbar aufnehmen. Einem großen Dichter wird man verzeihen, wenn in einem Gedicht sprachliche Fehler auftreten, auch wenn diese nicht intendiert sind. Sie stören aber das ästhetische Urteil, weil sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken, und sie hindern an der unmittelbaren Erfassung des Kunstwerks als ganzem, weil man bei den Details gerade darum verweilen muß, um von ihnen absehen zu können.

In diesem Sinn versteht Humboldt eigentlich auch die Sprache als ein harmonisches System, in dem nichts stört und in dem man nicht bei einem Detail verweilen muß, sondern wo man die Einheit unmittelbar aufnehmen kann. Man kann aber fragen, ob es diese Harmonie nicht gerade für die naiven Sprecher ihrer eigenen Sprache gibt. Nach Humboldts eigener Auffassung ist nämlich jede Einzelheit einer Sprache durch eine mehr oder weniger verborgene Analogie bestimmt, so daß die Einzelheiten einem bestimmten Prinzip entsprechen. Die Tatsache, daß uns bei der Interpretation einer anderen Sprache eine Einzelheit stört, hängt damit zusammen, daß wir ihr Prinzip noch nicht entdeckt haben. Die Entdeckung solcher Prinzipien ist gerade die Aufgabe der Sprachwissenschaft.

Unter diesen Voraussetzungen können wir fragen, ob die Idee des Fortschritts bei den Sprachen am Platze ist, d.h. ob man tatsächlich ein Fortschreiten in Richtung auf die Vollkommenheit der Struktur annehmen muß. Denn in anderer Hinsicht faßt Humboldt Sprachen als kohärent von Anfang an und damit als vollkommen auf und nimmt an, daß Störungen nur durch Sprachmischung entstehen können.

Das Problem des sprachlichen Fortschritts ist auch in der Sprachwissenschaft mehrmals gestellt worden. In bezug auf die Struktur der Sprachen kann man nicht von einem Fortschritt sprechen. Jede Fragestellung, die den Fortschritt betrifft, ist partialisierend. Sie betrifft z.B. den Fortschritt in analytischer Hinsicht, der aber mit einem Verzicht auf Synthese und Relationen einhergeht, oder den Fortschritt in bezug auf Einfachheit in einem bestimmten Bereich, der aber vielleicht mit Komplexität in einem anderen einhergeht. Letztlich kann man bezweifeln, ob die Frage nach dem Fortschritt überhaupt sinnvoll ist, d.h. ob man überhaupt einen Fortschritt annehmen kann.

6. Ueber den Nationalcharakter der Sprachen (um 1822)

6.1. Das Problem der Sprache als Vermittlung

Humboldts Widerspruch kann einen noch tieferen Sinn haben. Dies wollten wir andeuten, als wir fragten, ob es nicht an den Sprachen selbst liegt, daß dieser Widerspruch auftritt. Man kann fragen, ob nicht schon das Begreifen und Festhalten des intuitiv Erfassten durch die "Fragilität" der Sprache erschwert wird, d.h. durch die Tatsache, daß man gerade dann, wenn man bei der Sprache bleibt und die Sprache als Sprache analysiert, sie mit ihrem eigenen Status unter den Tätigkeiten des Menschen aus den Augen verliert.

Dieses Problem stellt Humboldt in der Abhandlung "Ueber den Nationalcharakter der Sprachen". Das eigentlich sprachphilosophische Problem dieser Schrift ist das Problem der Relativität der Sprache. Damit ist gemeint, daß die Sprache zwar unmittelbare und unverzichtbare Vorstufe für jede andere kulturelle Tätigkeit des Menschen ist, daß sie aber zugleich überwunden werden muß, da sie jeweils für etwas anderes da ist oder - wie ich zu sagen pflege - die Eröffnung der menschlichen Möglichkeiten ist, d.h. den Übergang zu anderen Tätigkeiten ermöglicht.

Humboldt stellt die Frage mehr oder weniger eindeutig im Zusammenhang mit der Sprache als Vermittlung. Es gehört zum Wesen der Vermittlung, daß das Vermittelnde zum Zwecke eines anderen da ist, so daß es immer einen Abstand zwischen dem Vermittelnden und dem Vermittelten gibt, und daß zugleich ein Trieb da ist, das Vermittelnde zu überwinden und über es hinauszugehen. Dieses Überwinden ist aber gerade nur durch das Vermittelnde möglich, weil gerade dies den Übergang ermöglicht.

Die Sprache ist für etwas anderes da, nicht für sich selbst. Sie ist nicht bloß Gestaltung des Außersprachlichen, sondern sie ist dazu da, daß man mit dem Gestalteten etwas macht, z.B. Wissenschaft oder Philosophie. Wir kommen aber zu dem anderen, etwa zu Wissenschaft und Philosophie, nur durch die Sprache. Man muß aber die Sprache überwinden und zu den Sachen selbst kommen. Humboldt sagt:

Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache, und muss erst durch sie gebildet werden, um auch die gar nicht durch Sprache wirkende Kraft zu verstehen. Aber er empfindet und weiss, dass sie ihm nur Mittel ist, dass es ein unsichtbares Gebiet außer ihr giebt, in dem er nur durch sie einheimisch zu werden trachtet. Die alltäglichs

Empfindung und das tiefsinnigste Denken klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache und sehen jenes Gebiet als ein fernes Land an, zu dem nur sie, und sie nie ganz führt. Alles höhere Sprechen ist ein Ringen mit dem Gedanken, in dem bald mehr die Kraft, bald die Sehnsucht fühlbar wird. (Werke III 1963, 77)

Das Zitat macht deutlich, daß die Sprache für etwas anderes da ist, daß sie jeweils ein Provisorium ist: Sie ist nur Vorstufe, nur Eröffnung der Möglichkeiten.

6.2. Sprache und Kunst

6.2.1. Die Auffassung Humboldts

In dieser Hinsicht interpretiert Humboldt auch das Verhältnis von Sprache und Kunst (was B. Croce kritisiert). Als sinnliche Darstellung des Nicht-Sinnlichen, d.h. dadurch, daß Bedeutungen durch Stoff verstanden werden, ist die Sprache der Kunst ähnlich. Durch die Vermittlung, d.h. dadurch, daß sie für ein anderes steht, ist sie aber von der Kunst verschieden, ja sogar ihr entgegengesetzt. Für sich selbst betrachtet ist sie ein Kunstwerk; sie ist in der Welt als die Materialisierung eines Individuums. Das Kunstwerk ist aber für sich selbst da; es ist nicht Zeichen. Die Sprache ist dagegen für etwas anderes da und zu überwinden, um zu diesem zu gelangen, und deshalb ist sie nicht Kunst, sondern ihr entgegengesetzt. Ich zitiere:

Die Sprache, und dies betrifft vorzüglich ihre hier erwähnten Verschiedenheiten, ist von einer Seite mit der Kunst zu vergleichen, da sie, wie diese, das Unsichtbare sinnlich darzustellen strebt. Denn wenn sie auch im Einzelnen und in ihrem alltäglichen Gebrauche sich nicht über die Wirklichkeit zu erheben scheint, so liegt doch immer das ganze Bild aller Gegenstände, und nicht bloss dieser, sondern auch ihrer unsichtbaren Verknüpfungen und Verwandtschaften in ihrem Schosse aufgerollt da. [...]

Von der andren Seite aber ist die Sprache der Kunst gewissermassen entgegengesetzt, da sie sich nur als Mittel der Darstellung betrachtet, diese aber, Wirklichkeit und Idee, insofern sie abgesondert vorhanden sind, vernichtend, ihr Werk an die Stelle beider setzt. Aus dieser beschränkteren Eigenschaft der Sprache, als Zeichen, entstehen neue Charakterunterschiede derselben. (Werke III 1963, 78-79)

Ich sage dies anders, aber, wie ich glaube, ganz im Sinne von Hegel: Absolut betrachtet ist die Sprache Kunst und kann nicht von ihr unterschieden werden, weil auch die Sprache Erfassung des Universellen im Individuellen ist und sowohl der Unterscheidung von Existenz und Nichtexistenz als auch der Unterscheidung von wahr und falsch vorausgeht. Wir brauchen die Sprache, um überhaupt nach der Existenz fragen zu können. Zuerst müssen wir etwas erfassen,

was durch die Sprache selbst gestaltet ist, und erst dann können wir fragen, ob dem universellen Objekt auch ein Objekt in der außersprachlichen Welt entspricht. So müssen wir *Einhorn* als sprachliche Gestaltung haben, um fragen zu können, ob es Einhörner gibt, d.h. wir müssen wissen, wonach wir zu suchen haben. Die Sprache als solche stellt nur eine ideelle Realität dar, sagt aber nichts über ihre Existenz. In dieser Hinsicht hat die Sprache den Status eines Kunstwerks. Sie ist aber nicht absolut, sondern Vorbereitung für anderes. Und die Objektivität, die in der Sprache gestaltet ist, ist ursprünglich schon gemeinschaftliche Objektivität.

Im Falle der Kunst nimmt der Künstler die universelle Subjektivität auf. Der Künstler ist das Subjekt schlechthin, das absolute Subjekt. In den Sprachen erkennt das sprachliche Subjekt dagegen von Anfang an seine Relativität: Es ist Subjekt unter anderen Subjekten; es ist ein Ich, dem notwendigerweise ein anderes Ich, ein Du, entspricht. Ich und Du stehen dem Es gegenüber (oder dem Er bzw. Sie), d.h. der Nicht-Person. Dieses Problem der Intersubjektivität der Sprache stellt Humboldt in der Abhandlung über den Dualis.

[30.1.89] Humboldt entfaltet stückweise seine Sprachidee. Er setzt stets seine gesamte Sprachauffassung voraus, erörtert aber sprachphilosophische und sprachtheoretische Probleme anhand von Einzelfragen, durch die sie exemplifiziert werden. In dieser Hinsicht ist das eigentliche Thema im "Nationalcharakter der Sprachen" die Vermittlung. Wir haben Humboldts Lösung kennengelernt: Es gehört zum Wesen des Vermittelnden, daß es zum Zwecke eines anderen da ist, d.h. daß man stets bemüht ist, das Vermittelnde zu überwinden und zum anderen überzugehen. So geht man von der Sprache zu den Sachen selbst über. Ist man bei den Sachen angelangt, kann man von daher die Sprache kritisieren und korrigieren und wieder Sprache schaffen mit dem Ziel, daß sie den Sachen besser entspricht. In diesem Zusammenhang stellt Humboldt die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Kunst. Seine Antwort lautet: Als sinnliche Darstellung des Nicht-Sinnlichen ist sie der Kunst ähnlich, als Vermittlung ist sie der Kunst entgegengesetzt.

6.2.2. Sprache und Fachsprache

Ich selbst spreche davon, daß man nur zu den Sachen kommt, indem man von einer bestimmten Sprache ausgeht. Ist man aber bei den Sachen angelangt, so kann man sie neu abgrenzen und eine sachliche Sprache oder Fachsprache konstruieren, die den neu abgegrenzten Sachen entsprechen will.

So gehen wir bei der Untersuchung der Walfische von der Sprache aus, stellen aber fest, daß das in ihr Abgegrenzte nicht den Fischen entspricht. Wir machen darum aus *Fisch* einen technischen Ausdruck, der nun eine bestimmte Klasse bezeichnet, die anders abgegrenzt ist als sie es in der Sprache war, von der wir ausgegangen sind. Das so neu Abgegrenzte kommt dann als

Fachsprache wieder zur Sprache zurück. Jede Einzelsprache besteht so aus Sprache schlechthin und aus Fachsprache. Zur weiteren Begründung meiner Auffassung über das Verhältnis von Sprache und Denken und Sprache und Wissenschaft verweise ich auf meine Abhandlungen "Naturbild und Sprache" (1982) und "Die Sprache zwischen *physei* und *thései*" (1988).

6.2.3. Croces Sprachauffassung: Sprache ist Kunst

Mit der Frage der Vermittlung ist die Frage des Verhältnisses der Sprache zur Kunst verbunden. B. Croce hat kritisiert, daß Humboldt die Sprache nicht mit der Kunst identifiziert hat. Denn Croce geht von den allgemeinen kreativen Tätigkeiten des Menschen als eines universellen Subjekts aus. Er stellt nur zwei Formen der Kreativität fest, nämlich die Intuition und das rationale Denken. Darum gibt es für ihn nur zwei philosophische Wissenschaften, nämlich die Ästhetik und die Logik. Die Sprache wird der intuitiven Kreativität zugeordnet und mit der Kunst zusammengefaßt. Croce nimmt so eine Identität von Sprache und Dichtung bzw. Kunst allgemein an.

Croce ist es natürlich nicht unbekannt geblieben, daß die Sprache als Instrument für etwas anderes verwendet wird, nämlich im theoretischen Bereich für das rationale Denken und im praktischen Bereich als Instrument des praktischen Geistes. Dies ist für ihn aber nur Sprachverwendung und nicht Sprachschöpfung, die für ihn das Wesen der Sprache ausmacht. Natürlich könne man Sprache auch für etwas anderes verwenden, so wie man auch ein Kunstwerk als praktisches Instrument für etwas anderes verwenden könne, z.B. für die politische Agitation.

Croce übersieht dabei jedoch, daß man das Kunstwerk nicht mehr als Kunstwerk, sondern nur noch als materielles Objekt verwendet, während man die Sprache **als Sprache** auch für das Denken über die Sachen und als Instrument im praktischen Leben gebraucht. Bei einem sprachlichen Kunstwerk besteht ein Unterschied zwischen seiner Verwendung als eines solchen und als eines praktischen Instruments. Man kann z.B. die "Marseillaise" nicht als Kunstwerk, wenn sie ein solches ist, sondern zur Begeisterung der revolutionären Armeen Frankreichs verwenden, oder man kann die "Georgica" Vergils, wenn sie Kunstwerk ist, auch als Instrument zur Förderung der Landwirtschaft im Rahmen der Politik des Augustus benutzen. Es besteht also ein Unterschied zwischen *dieser* Verwendung eines sprachlichen Werkes, die der Verwendung nichtsprachlicher Kunstwerke analog ist, und der Verwendung der Sprache bzw. ihrer eigentlichen Bestandteile, der Wörter, für das Denken und für die Praxis.

Croce meint, auch Wörter seien Kunstwerke. Wie kann er das behaupten? Er bezieht sich auf einen ursprünglichen kreativen Akt, durch den das Wort entsteht, und sieht von dem ab, was mit dem Wort geschieht, wenn es in die Tradition und damit in die Sprache eingeht. Dies ist für ihn

schon praktische Verwendung, nicht Sprache in ihrem Wesen. Dabei muß er jedoch gerade von den Bedingungen des kreativen Aktes und seinen Voraussetzungen absehen. Er sieht nur das Objekt und seine Objektivierung in der Sprache, aber nicht, daß die Objektivierung ursprünglich Objektivierung **von etwas und für etwas** ist.

6.2.4. Kritik der Sprachauffassung Croces

Croce sieht das Sprache schaffende Subjekt als absolutes Subjekt wie in der Kunst und nicht als ein Subjekt, das andere Subjekte voraussetzt. Das Subjekt ist aber nicht absolut, sondern ein Subjekt unter Subjekten, d.h. ein Subjekt, das durch die Dimension der Alterität charakterisiert ist. Damit ist die Tatsache gemeint, daß es Subjekt ist gegenüber anderen Subjekten, d.h. daß es sich selbst als **Mitsubjekt** ansieht. Darum ist die Sprache von Anfang an gerade auch im kreativen ursprünglichen Moment für einen anderen da. Sie dient zur Objektivierung meiner Bewußtseinsinhalte nicht nur für mich selbst, sondern grundsätzlich für alle möglichen Subjekte. Mit der Sprache will ich nicht nur **meine** Welt schaffen, mich allein zur Welt machen, sondern ich will die Welt als solche, d.h. *unsere* Welt, die Welt der Menschen, schaffen.

In dieser Hinsicht ist die Sprache etwas anderes als die Kunst und doch zugleich dasselbe. Humboldts Lösung ist die richtige: Sprache ist in der einen Hinsicht der Kunst analog, in anderer Hinsicht aber, nämlich als Vermittlung für andere und als Objektivierung der Sachen, von der Kunst verschieden. Die Kunst als solche ist nicht Vermittlung. In ihr gibt es nur **Ich**. Die in der Kunst geschaffene Welt bezieht sich nicht auf die objektive Welt, sondern ist jeweils eine andere Welt. Jedes Kunstwerk ist Entwurf einer möglichen Welt. Dies spüren wir intuitiv, wenn wir z.B. sagen, etwas sehe wie ein Gemälde von van Gogh aus, eine Situation sei kafkaesk oder jemand gleiche einer Gestalt von Dostojewski. Wir interpretieren dabei das Kunstwerk als Entwurf einer Welt für sich, auf die wir uns vergleichend beziehen. Das Kunstwerk spricht nicht über die Realität, sondern ist eine Realität. Die Sprache will hingegen eine außersprachliche Realität nicht nur für mich darstellen, sondern grundsätzlich für alle Menschen, auch wenn man in einer bestimmten Sprache und nach einer bestimmten Tradition schafft. Denn für den naiven Sprecher ist die Sprache Universalzeichen.

Die Sprache ist das Werk von Subjekten in der Absicht der Objektivierung auch für andere. Die Kunst ist als Kunst nur Objektivierung des Subjekts an sich, aber nicht für andere und deshalb nicht Objektivierung der Sachen selbst. Deshalb kann man mit Humboldt in der Sprache das Doppelte sehen: Die Objektivierung des Subjekts hat sie mit der Kunst gemeinsam, in der Vermittlung unterscheidet sie sich von ihr.

7. Ueber den Dualis (1827)

7.1. Zur Verschiedenheit der Sprachen

Der Abhandlung "Ueber den Dualis" (1827) entnehmen wir zwei Gesichtspunkte, die für unser Humboldt-Verständnis relevant sind. Der erste Gesichtspunkt stellt einen Nachtrag zu unserer Behandlung der grammatischen Form dar. Humboldt macht nämlich hier deutlich, was mit Form gemeint ist und worin die Verschiedenheit der Sprachen bestehen kann. Ich zitiere:

Die Sprachen sind nemlich grammatisch verschieden:

- a., zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff,
- b., dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,
- c., endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten. Im gegenwärtigen Augenblick haben wir es nur mit dem ersten dieser drei Punkte zu thun, die beiden andren können erst bei der Betrachtung der einzelnen Sprachen in Absicht des Dualis zur Erwägung kommen. (Werke III 1963, 133)

Die erste Verschiedenheit der Sprachen ist also eine semantische Verschiedenheit in der Grammatik selbst, d.h. die grammatische Form ist jeweils verschieden. Die Sprachen sagen nicht das gleiche, obwohl sie über das gleiche jeweils etwas aussagen. Die eine Sprache sagt z.B. *wenn du wärest*, die andere sagt *am Tage deines Seins*, d.h. die Form des Gesagten ist völlig anders.

Der zweite Punkt bezieht sich auf die äußere Verschiedenheit des Ausdrucks, z.B. darauf, ob Suffigierung oder Ablaut zum Ausdruck der grammatischen Form verwendet wird. Die semantische Verschiedenheit, d.h. die Verschiedenheit der grammatischen Form beruht darauf, ob z.B. eine Sprache den Numerus als Inhalt hat oder nicht. Die Verschiedenheit der technischen Mittel besteht z.B. darin, ob der Plural durch Suffixe, durch Umlaut oder durch beides ausgedrückt wird (vgl. *Kind/Kinder, Kloster/Klöster, Haus/Häuser*). In den semitischen Sprachen haben wir zum Ausdruck des Plurals Modifizierung des Vokals, z.B. *kitab* 'Buch', *kutub* 'Bücher'.

Der dritte Punkt betrifft die Frage, ob diese oder jene Endung verwendet wird, z.B. *-e* in der einen Sprache, *-s* in der anderen.

Die Sprachen können also verschieden sein in der inneren Form, in den technischen Mitteln und in der Materialität. Diese Unterscheidung ist für die Beschreibung grundlegend.

7.2. Das Problem der Intersubjektivität der Sprache

7.2.1. Die doppelte Funktion der Sprache

Der zweite Gesichtspunkt betrifft die Frage nach der Intersubjektivität der Sprache. Dies ist das sprachphilosophische Problem in der Abhandlung über den Dualis. Humboldt stellt die Frage nach der doppelten Funktion der Sprache, die in gewisser Hinsicht doch nur eine ist: die Sprache ist Vermittlung der Sachen, der außersprachlichen Realität, und zugleich Vermittlung für jemand anderes und nicht nur für mich selbst, d.h. Vermittlung zwischen dem Ich und dem Du. Die Sprache weist also zugleich eine objektive und eine subjektive Relation auf.

Humboldt stellt nun fest, daß diese doppelte Relation in der Sprache selbst ihren Ausdruck findet, und zwar im Pronominalsystem, nämlich in der Tatsache, daß die Sprachen stets zwischen *ich*, *du* und *er/sie/es* unterscheiden, und zwar so, daß zwar in objektiver Hinsicht ein Du auch zum anderen gehört, ein Er ist, aber nicht nur objektiv gegeben ist, sondern jeweils vom Ich gewählt und zum Du gemacht wird. Das andere (*er/sie/es*) ist objektiv gegeben, gehört nicht zu meinem Bewußtsein. Das Du wird dagegen als ein anderes Ich erkannt, für das ich ein Du sein kann. Maßgebend ist die Tatsache, daß das Ich das Du-Verhältnis schafft, daß das Ich ein Es wählt und zum Du macht.

Was heißt es nun, daß man etwas als Ich erkennt und zum Du macht? In meinen Worten kann man sagen: Die Kommunikation mit dem anderen ist Voraussetzung des Sprechens über die Sachen. Die Verständigung als Möglichkeit des Sich-Verstehens ist nicht Ziel, sondern Voraussetzung der Sprache. Wir verständigen uns über etwas, aber wir haben die Verständigung schon vorausgesetzt, als wir miteinander gesprochen haben: Wir haben vorausgesetzt, daß wir das gleiche meinen. Ich spreche nicht mit den Sachen, weil ich annehme, daß diese mich nicht verstehen.

7.2.2. Subjektivität und Objektivität

[31.1.89] Wir haben bereits die intersubjektive Dimension der Sprache kennengelernt, wie sie in "Ueber den Dualis" dargestellt wird. Ich zitiere die Formulierung von Humboldt, die wir im voraus interpretiert haben:

Die Sprache ist aber durchaus kein blosses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden, die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie

hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann. Was also aus der Aussenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin aufgenommen, angewendet und ausgebildet werden, und wird es wirklich nach Massgabe der Lebendigkeit und Reinheit des Sprachsinns und der Eigenthümlichkeit seiner Ansicht. (Werke III 1963, 135)

Es werden hier also beide Dimensionen der Sprache behandelt: die Dimension der Verständigung und die Dimension, die die Sprache als Abdruck des Geistes, der Weltansicht der Redenden betrifft. Zur intersubjektiven Dimension stellt Humboldt fest:

Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens, nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*, der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreisst, und, dem Subjekt gegenüber, zum Object bildet. (Werke III 1963, 138-139)

Daß das Denken von einer Neigung zu gesellschaftlichem Dasein begleitet werde, ist eine schwache Formulierung; wir werden eine viel bessere in den "Verschiedenheiten" finden. Das "Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft" meint, daß Objektivität erst durch Intersubjektivität erreicht wird. Die Sachen sind erst die Sachen als solche und nicht nur meine Vorstellungen, wenn ich sie mit anderen teile. Auch wenn ich eine Sache als objektiv ansehe, so ist sie immer noch meine Sache, d.h. ist die Welt, wie ich sie einteile, denn ich habe noch nicht den Nachweis der Objektivität in der Welt. Die eigentliche Objektivität wird erst durch die Intersubjektivität erreicht, d.h. dadurch, daß die Sachen gerade nicht nur meine Sachen sind, sondern in gleicher Weise auch Sachen für einen anderen. Gerade das wird eben in der Sprache angenommen. Humboldt fährt fort:

Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache. (Werke III 1963, 139)

7.2.3. Person und Nicht-Person

Zum Verhältnis von Ich und Du führt Humboldt aus:

Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person durch die dritte aus. *Ich* und *Er* sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andren Worten *Ich* und *Nicht-ich*. *Du* ist aber ein dem *Ich* gegenübergestelltes *Er*. Indem *Ich* und *Er* auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem *Du* Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein *Nicht-ich*, aber nicht, wie das *Er*, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem *Er* selbst liegt nun dadurch, ausser dem *Nicht-ich*, auch ein *Nicht-du*, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. (Werke III 1963, 139)

Die Nicht-Person, das *Er/Sie/Es*, ist der Person gegenübergestellt. Die Nicht-Person kann jedoch durch Wahl zur Person werden. Dies wird in der Sprachwissenschaft so ausgedrückt: Man hat in den Sprachen zuerst die Opposition Person vs. Nicht-Person und dann innerhalb der Person die Opposition Ich vs. Du. Die übrige der Welt, d.h. das, was nicht *Ich* und *Du* ist, ist die Nicht-Person.

Humboldt macht es zum Teil anders und auf eine geeignetere Weise. Er geht von der unmittelbaren Wahrnehmung aus: Das Ich ist durch das Selbstbewußtsein gegeben, das Nicht-Ich ist alles übrige einschließlich des noch nicht als solches bestimmten Du. Dann tritt die Spontaneität der Wahl ein, durch die ein Er intentionell zum Du bestimmt wird. Das Du ist ursprünglich auch ein Nicht-Ich, es wird aber durch die Wahl zu einem virtuellen Ich, für das das Ich wiederum ein Du sein kann. Ich selbst biete mich dem anderen Ich als ein Du an. Erst dadurch gelangt das Er in Gegensatz nicht nur dem Ich gegenüber, sondern zugleich dem Nicht-Ich und Nicht-Du. Es gehört nicht zu dem gegenseitigen Verhältnis von Ich und Du, das stets auch eine Umkehrung erfahren und in der entgegengesetzten Richtung gelten kann.

So viel sei über die intersubjektive Dimension der Sprache gesagt. Es sei darauf hingewiesen, daß auch die Objektivität der Sachen wenigstens besser als solche gegeben ist, wenn sie mit der Intersubjektivität der Sprache verbunden ist.

8. Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues" (1827-1829)

8.1. Allgemeines

Wir kommen jetzt zu der großen Abhandlung "Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues" (1827-1829). Diese Abhandlung behandelt das gleiche Thema wie das "Vergleichende Sprachstudium", nämlich das Studium der Sprache und den Sinn der Sprache, noch einmal, aber nun viel ausführlicher. Sie trägt den gleichen Titel wie die postum erschienene Einleitung ins Kawi-Werk. Der Unterschied besteht nur darin, daß *Verschiedenheit* im Plural steht.

Die Form der Darstellung ist noch viel schlimmer als im "Sprachstudium": Der Stoff ist ungeordnet, alles geht durcheinander. Es ist zwar eine Einteilung in Paragraphen vorhanden, sie besagt aber wenig. Wahrscheinlich hat Humboldt das Manuskript deswegen nicht wieder aufgenommen und präzisiert und korrigiert, sondern es liegen lassen und unter fast dem gleichen Titel neu diktiert. Trotz dieser Nachteile sind einige Punkte besser und genauer behandelt als im späteren Werk. Einiges steht nur hier in der ausdrücklichen und ausführlichen Form.

Es sind vor allem drei Gesichtspunkte, die in den "Verschiedenheiten" besonders prägnant behandelt werden:

1. die Sprachen als Individuen, als historische Gegenstände bzw. als Kulturgegenstände,
2. Sprache und Denken, insbesondere die Erörterung des berühmten Satzes: "Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken",
3. Die Alterität des Denkens, d.h. die Weiterführung der Thematik der Abhandlung "Über den Dualis", nach der die Objektivität nur im Lichte der Subjektivität und von der Intersubjektivität her erscheint.

8.2. Die Sprachen als Individuen

Wir kommen zu unserem ersten Punkt, zu den Sprachen als Individuen, als historischen Gegenständen und als Kulturgegenständen, nicht als Naturklassen. Dieser Punkt ist insbesondere für die Begründung der Sprachtypologie und für den Sinn der Sprachtypologie selbst grundlegend. Deshalb ist es auch nicht erstaunlich, daß Steinthal, der eine Klassifikation der Sprachen bei Humboldt und mit einer Humboldtschen Grundlage vornehmen, d.h. durch die Interpretation der Texte von Humboldt gewinnen wollte, Humboldt gerade diesen Punkt besonders kritisiert und einer Neigung, einer Denkgewohnheit, einem persönlichen Interesse zugeschrieben hat. Humboldt habe sich besonders für das Individuelle und das Eigentümliche interessiert, und dabei seien die Gemeinsamkeiten der Sprachen verloren gegangen oder im Schatten geblieben. Diese Konzentration Humboldts auf das Individuelle stimmt sicherlich, es handelt sich aber nicht einfach um seine persönliche Neigung.

Humboldt meint tatsächlich, daß die Individualität dem Wesen der Sprachen und nicht nur unserem Interesse für die Sprachen entspricht. Für ihn ist eine Sprache nämlich ein in sich selbst zusammenhängendes System, wo alles durch alles auf eine ganz besondere Weise bestimmt wird, die nur für diese Sprache gilt. Eine Klassifikation müßte darum notwendigerweise gerade von dem Eigentümlichen und folglich von dem Wesentlichen absehen, denn das Wesentliche ist jeweils der besondere Zusammenhang. Eine Klassifikation nimmt an, daß eine Eigenschaft als solche mehreren Gegenständen gemeinsam ist, und sieht notwendigerweise von dem Zusammenhang dieser Eigenschaft mit anderen Eigenschaften ab.

Deshalb vertritt Humboldt die Auffassung, daß hier nur eine Klassifikation wie bei den Individuen möglich ist, nämlich eine historisch-genealogische Klassifikation. Allerdings sei auch diese Klassifikation eine sehr schwierige, vielleicht nie im ganzen zufriedenstellend zu leistende Aufgabe. Ich zitiere wörtlich, weil Humboldt sich gerade hier völlig eindeutig ausdrückt:

Die Betrachtung der Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus sollte, dem ersten Anblicke nach, zu einer genauen und erschöpfenden Classification der Sprachen führen. Versteht man unter dieser ein Ordnen derselben nach ihrer Stammverwandtschaft, so hat man dies im Einzelnen oft vorgenommen, es durch die ganze Sprachkunde durchzuführen, möchte schwierig, und vielleicht immer unmöglich seyn. Allein einer andren und solchen Classification, wo auch die gar nicht stammverwandten Sprachen nach allgemeinen Aehnlichkeiten ihres Baues zusammengestellt würden, widerstrebt, wenn man den Begriff genau nimmt, und fordert, dass die zusammengestellten wirklich als Gattungen in allen wahrhaft charakteristischen Merkmalen einander ähnlich, und von andren verschieden seyn sollen, die tiefer erörterte Natur der Sprache selbst. Die einzelnen Sprachen sind nicht als Gattungen, sondern als Individuen verschieden, ihr Charakter ist kein Gattungscharakter, sondern ein individueller. Das Individuum, als solches genommen, füllt aber allemal eine Classe für sich. (Werke III 1963: § 33, 189)

Eine Klassifizierung der Sprachen sei nur ein praktisches Hilfsmittel, eine erste grobe Auskunft über die Ausrichtung des Sprachbaus einer bestimmten Sprache. Eine Sprache könne nur als Individuum charakterisiert werden:

Es ist nur ein mehr und ein weniger, ein theilweis ähnlich und verschieden seyn, was die einzelnen unterscheidet, und es sind nicht diese Eigenschaften, einzeln herausgehoben, sondern ihre Masse, ihre Verbindung, die Art dieser, worin ihr Charakter besteht, und zwar alle diese Dinge nur auf die individuelle Weise, die sich vollständig gar nicht in Begriffe fassen lässt. Denn bei allem Individuellen ist dies nur mit einem Verluste möglich, welcher gerade das Entscheidende hinwegnimmt. Aus zwei, die ganze Frage abschneidenden Gründen ist daher die so oft angeregte Eintheilung der Sprachen nach Art der Eintheilung der Naturgegenstände ein für allemal und für immer zurückzuweisen. (Werke III 1963, 190)

Humboldt legt also keinen Wert auf die Klassifikation der Sprachen und sieht in ihr nur ein praktisches oder didaktisches Instrument. Die Behauptung der traditionellen Sprachtypologie, Humboldt habe die Sprachen so oder so eingeteilt, entspricht darum nicht den Tatsachen. Einverleibung, Flexion usw. sind bei Humboldt nicht Kriterien der Klassifikation, sondern Verfahren für jede Sprache. In jeder Sprache kann man mehrere dieser Verfahren feststellen und höchstens ein Überwiegen des einen oder des anderen Verfahrens. Eine einverleibende Sprache ist nicht Mitglied einer Klasse, sondern eine Sprache, in der gerade die Einverleibung gegenüber anderem überwiegt. Bei einer naturwissenschaftlichen Klassifikation würde gerade der Zusammenhang zwischen diesem Verfahren und dem übrigen in der Sprache verloren gehen.

8.3. Die Sprache als bildendes Organ des Denkens

8.3.1. Die Formulierungen Humboldts

Ich komme nun zum zweiten Punkt, zum Verhältnis von Sprache und Denken, genauer zu Humboldts Formulierung, daß die Sprache das "bildende Organ des Gedanken" (ohne -s) sei. Diese Formulierung ist wichtiger als ihre Interpretation durch Humboldt selbst. Denn in dieser Interpretation wird die Einheit von Denken und Sprache auf eine Weise behauptet, daß man nicht mehr weiß, welches hier das Erzeugende und welches das Erzeugte ist, und den Eindruck bekommt, daß das Denken im ganzen Sprache sei. Humboldt schreibt:

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durch geistig, durchaus innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Ton in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne, und erhält durch die Schrift

einen bleibenden Körper. Das auf diese Weise Erzeugte ist das Gesprochene und Aufgezeichnete aller Art, die Sprache aber der Inbegriff der durch die intellectuelle Thätigkeit auf diesem Wege hervorgebrachten und hervorzubringenden Laute, und der nach Gesetzen, Analogieen und Gewohnheiten, die wiederum aus der Natur der intellectuellen Thätigkeit und des ihr entsprechenden Tonsystems hervorgehen, möglichen Verbindungen und Umgestaltungen derselben, so wie diese Laute, Verbindungen und Umgestaltungen in dem Ganzen alles Gesprochenen und Aufgezeichneten enthalten sind. Die intellectuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander; man kann nicht einmal schlechthin die erstere als das Erzeugende, die andre als das Erzeugte ansehen. Denn obgleich das jedesmal Gesprochene allerdings ein Erzeugnis des Geistes ist, so wird es doch, indem es zu der schon vorher vorhandenen Sprache gehört, ausser der Thätigkeit des Geistes, durch die Laute und Gesetze der Sprache bestimmt, und wirkt, indem es gleich wieder in die Sprache überhaupt übergeht, wieder bestimmend auf den Geist zurück. Die intellectuelle Thätigkeit ist an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Ton einzugehen, das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. (Werke III 1963, 191-192)

Eine ganz ähnliche Formulierung finden wir auch im "Sprachbau":

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. (Werke III 1963, 426, § 14)

Ich interpretiere das Verhältnis von Denken und Sprechen zum Teil anders als Humboldt, aber doch in seinem Sinne, wie ich meine. Die Sprache ermöglicht das reflexive Denken gerade dadurch, daß sie Befreiung vom individuellen Ding, von der individuellen Vorstellung als solcher ist. Sie ist das gerade dadurch, daß sie die Sachen in ihre Objektivität rückt, d.h. daß sie - wie Humboldt es auch ausdrücklich sagt - die Vorstellung zum Begriff macht, d.h. zu einer rein mentalen Größe übergeht, für die eine Vorstellung nur ein Beispiel sein kann.

Ich kann mir die Vorstellung gerade **eines** Dinges machen, ich kann mir aber nicht den Inhalt von *Ding* vorstellen, denn das ist schon nicht mehr Gegenstand, sondern Begriff. Der Begriff ist eine rein formale Größe, die man sich nicht als solche vorstellen kann. Die Eigenschaften, die man sich vorstellt, sind immer individuelle Eigenschaften in individuellen Situationen. Man kann sich nur Einzeldinge vorstellen, nicht die sprachlichen Inhalte. Die Befreiung von den individuellen Vorstellungen ist die Leistung der Sprache, des sprachlichen Denkens. Ich unterscheide deshalb vorsprachliches, sprachliches und nachsprachliches Denken.

8.3.2. Vorsprachliches, sprachliches und reflexives Denken

Vorsprachliches Denken braucht die Sprache nicht. Dieses Denken stellt sich Gegenstände, Situationen und Maßnahmen oder Reaktionen in Situationen vor. Es wird oft gesagt, man brauche bei Reflexbewegungen beim Autofahren überhaupt nicht zu denken. Tatsächlich liegt hier vorsprachliches und nicht sprachliches Denken vor, d.h. Denken mit den Vorstellungen selbst, praktisches Sich-Verhalten in Situationen. Daß auch das praktische Denken von der Sprache beeinflusst und dadurch erleichtert wird, ist ein anderes Problem.

Das sprachliche Denken ist das Denken, das die Befreiung vom Ding bzw. das Schaffen von universellen Dingen bedeutet.

Das nachsprachliche Denken ist das, was wir üblicherweise reflexives Denken nennen. Es ist das Denken über das durch das sprachliche Denken Geschaffene. Das reflexive Denken geht notwendigerweise von den Einteilungen aus, die eine Sprache dem Denken bietet. In dieser Hinsicht ist das reflexive Denken von der Sprache abhängig, hat als Ausgangspunkt die Sprache. Sie bildet die erste Einteilung des Seins, das erste Schaffen der Welt des Menschen als einer denkbaren Welt, als einer Welt, über die man sprechen kann. Wir kommen das nächste Mal darauf zurück. Nachlesen kann man die hier besprochene Problematik in meinen Aufsätzen "Der Mensch und seine Sprache" (1968) und "Die Sprache zwischen *physei* und *thései* (1988).

[6.2.89] Ich interpretiere das Verhältnis von Denken und Sprechen wie folgt: Die Sprache ermöglicht das reflexive Denken. Sie schafft eigentlich den Gegenstand für das Denken. Ohne Sprache wäre reflexives Denken überhaupt nicht möglich, weil es gegenstandslos wäre. Die Sprache ist gerade der Ort, wo die Begriffe geschaffen werden, und das Denken über die Sachen ist eben ein Denken über die Bedeutungen, d.h. über Begriffe. Wir denken aufgrund der durch die Sprache gegebenen Abgrenzungen. Die Sprache schafft nicht die Sachen als solche; nur in der Dichtung läßt die Sprache auch Dinge entstehen, aber Dinge als ideelle Bilder. Die Sachen der Welt entstehen nicht durch die Sprache; die Sprache schafft keine Bäume, keine Flüsse. Die Sprache macht sie aber gerade zu diesen und jenen Sachen. Denn vorsprachlich gibt es keine Sachen als Klassen von Sachen, als unendliche, aber bestimmte Möglichkeiten des Seins, sondern nur Einzelvorstellungen, nur Eindrücke und, wenn man will, Gegenstände, aber keine Begriffe.

Meine Unterscheidung zwischen vorsprachlichem, sprachlichem und reflexivem bzw. nachsprachlichem Denken leugnet natürlich keineswegs die Kontinuität des Denkens, macht aber das Verständnis des Verhältnisses zwischen Sprache und Denken etwas leichter oder will das wenigstens:

- Das vorsprachliche Denken ist eben das Denken ohne Sprache, d.h. das Denken mit Vorstellungen von Gegenständen und konkreten Situationen. Dafür braucht man keine

Namen. Man kann sich Gegenstände ohne Namen vorstellen, obwohl es natürlich auch in diesem Bereich leichter ist, mit den Sachen als Gegenständen umzugehen, wenn die Sprache da ist. Im praktischen Leben könnte ich mittels Mimik und Gestik zeigen, daß ich meinen Fuß nicht mehr heben kann und Hilfe brauche. Ich habe es aber leichter, wenn ich über Sprache verfüge und einfach sagen kann: "Helfen Sie mir bitte!" usw. Aber grundsätzlich wäre auch die praktische Reaktion und ihre Begründung in rein praktischer Hinsicht ohne Sprache möglich.

- Das sprachliche Denken ist das Denken, das die Sprache schafft, d.h. die Sachen schafft, die gedacht werden können. Hier hat sicherlich Hegel am genauesten gesehen, als er die Sprache als das Dasein des Geistes bestimmt hat. Die Sprache schafft die geistige Welt des Menschen, so wie die Arbeit den Menschen an die Welt anpaßt bzw. die Welt modifiziert, in der er als ein biologisches Wesen lebt. Wie ich schon sagte, sieht Hegel Arbeit und Sprache als die beiden definitiven Dimensionen des Menschen an. Die Arbeit ist das für den Menschen charakteristische In-Erscheinung-Treten seines biologischen Wesens, die Sprache ist das In-Erscheinung-Treten des geistigen Wesens des Menschen. Sobald der Mensch Sprache hat, kann er nach dem Wesen der Sachen fragen und z.B. sagen "Das ist jenes". Ich kann den einheitlichen Eindruck analysieren und z.B. die Eigenschaften außerhalb des Gegenstandes hinstellen, indem ich sage "Der Baum ist grün". Im Eindruck selbst ist erstens der Baum als Begriff nicht gegeben, sondern immer nur als ein "das da", und zweitens ist das Grün-Sein nur im Baum selbst gegeben und nicht außerhalb. Erst in der Sprache kann ich den Eindruck bzw. die Sache selbst analysieren. Da wir Sprache haben, nehmen wir diese Analyse automatisch vor. Wir sind uns nicht einmal der unglaublichen Leistung der Sprache bewußt, die sie erbringt, indem sie die Möglichkeit des Denkens selbst eröffnet. Die Sprache macht es möglich, nach dem Sein der Sachen zu fragen und die Wissenschaft von den Sachen zu konstruieren.
- Das nachsprachliche Denken ist das reflexive Denken mit der Sprache, d.h. das Denken mit den durch die Sprache gegebenen Bedeutungen über die durch diese Bedeutungen abgegrenzten Sachen. Die Sprache denkt nicht über die Sachen, sie stellt aber die denkbaren Sachen dar, sie stellt in dieser Hinsicht dem Denken Sachen zur Verfügung. In dem Aufsatz, den ich empfohlen habe, behauptete ich u.a., daß die Sprache die schon provisorisch abgegrenzten und klassifizierten Sachen oder Gegenstände der Wissenschaft zur Verfügung stellt. In den Appellativa, z.B. mit Namen wie *Baum*, *Fisch*, *Löwe* usw. liefert sie Gegenstände für die Wissenschaft und das Allgemeine und zwar im Bereich der Geistes- als auch der Naturwissenschaften. Die Eigennamen liefern Gegenstände für die Geschichte, d.h. für das Individuelle. Die sog. Abstrakta, d.h. Wörter wie *Eigenschaft*, *Tugend* usw. liefern Gegenstände für die Philosophie. Wörter wie *gerade*, *ungerade*, *eins*,

zwei usw. präsentieren die Gegenstände für die mathematischen Wissenschaften, d.h. die Wissenschaften von den reinen, an sich leeren Quantitäten und Formen.

Die Sprache begnügt sich damit, die Gegenstände des Denkens zur Verfügung zu stellen. Die Wissenschaft untersucht die Sachen selbst, nicht die Bedeutungen der Sprache, und sie grenzt die Sachen auch anders ab, als sie ihr von der Sprache zur Verfügung gestellt wurden. Sie weiß sehr viel mehr über die Sachen als die Sprache. Die Sprache weiß nur, was notwendig ist, um die Sachen als diese oder jene abzugrenzen. Jedes Wort der Sprache hat in gewisser Hinsicht nur diese deiktische bzw. zeigende Funktion. Es handelt sich um ein Zeigen, das unabhängig von der Situation ist, im Gegensatz etwa zum situationsabhängigen Zeigen mittels der Pronomina. In der Sprache geht es nur um die so und so abgegrenzte Art von Sachen. Aber wie dann die Sachen im einzelnen sind und welche Eigenschaften sie haben, das weiß die Sprache nicht als Sprache, und auch der Mensch weiß es nicht deshalb, weil er die Sprache kennt, sondern weil er auch Erfahrung von den Sachen hat.

8.3.3. Zur Abhängigkeit des Denkens von der Sprache

Humboldt verbreitet sich nur über die Äußerlichkeit, daß man sein Denken mittels der Sprache zeigen kann. Dies ist wichtig, aber noch nicht das Wesentliche. Wesentlich ist vielmehr, daß ohne Sprache ein reflexives Denken überhaupt nicht möglich wäre, ja nicht einmal in Frage kommen könnte. Man hätte nicht einmal die Möglichkeit, sich das reflexive Denken vorzustellen, denn man hätte die Gegenstände überhaupt nicht. In dieser Hinsicht ist das reflexive Denken sehr wohl von der Sprache abhängig. Man braucht aber vor dieser Abhängigkeit keine Angst zu haben. Das Denken ist nicht in jeder Hinsicht von der Sprache abhängig. Dies ist der entscheidende Punkt bei der Interpretation Humboldts, obwohl Humboldt es anders meint.

Das Denken ist von der Sprache nicht in der Hinsicht abhängig, daß man nur das in der Sprache schon Gedachte denken könnte, sondern in der Hinsicht, daß man ohne Sprache nicht denken kann. Die Sprache selbst denkt aber überhaupt nicht reflexiv. Es gibt keine philosophische Sprache, d.h. keine Sprache, die philosophischer wäre als eine andere. Erst im nachhinein kann man gewisse Abgrenzungen in gewissen Sprachen als für das Denken geeigneter oder nützlicher einstufen. Erst nachdem sich Hegel den Begriff der "Aufhebung" gedacht hat, hat er festgestellt, daß die deutsche Sprache in dem Verb *aufheben* eine Bedeutung besitzt, die zugleich die Negierung und die Aufbewahrung umfaßt. Die "Aufhebung" als philosophischer Begriff ist aber natürlich von Hegel und nicht von der deutschen Sprache, und das Vorhandensein dieses Begriffs in der deutschen Sprache bedeutet überhaupt nicht, daß alle Sprecher des Deutschen den schwierigen Hegelschen Begriff verstehen.

Das Denken ist auch nicht von der Sprache unabhängig, wie es z.B. Fichte wollte, auch von einer bestimmten Sprache nicht. In dieser Hinsicht hatte wiederum Hegel recht, als er sagte, daß der Gedanke selbst, man könne aus der Sprache austreten, eine Selbsttäuschung sei. Sogar die Erfinder von konventionellen Zeichensystemen bleiben weitgehend in ihren eigenen Sprachen. Eine künstliche Sprache ist eine reflexive Konstruktion nach dem Muster der Sprachen, und jeder Erfinder einer künstlichen Sprache orientiert sich zuerst an dem Muster seiner eigenen Sprache.

Der Erfinder des Esperanto, L. Zamenhof, hatte geglaubt, eine übereinzelsprachliche Sprache zu schaffen, eine wirkliche Universalsprache, die einfacher ist als alle anderen Sprachen. Diese Sprache hat aber merkwürdigerweise einen markierten Akkusativ, den es in vielen Sprachen nicht gibt und die darum in dieser Hinsicht viel einfacher sind. Sie hat sogar sechs Partizipien, nämlich Partizipien für Aktiv und Passiv im Präsens, Futur und Präteritum. Sie hat sie deswegen, weil die Muttersprache Zamenhofs Litauisch war und er darum diese Partizipien als notwendig ansah. Wäre er Spanier gewesen, hätte er nicht daran gedacht, und vielleicht hätte er nicht einmal das Passiv für notwendig gehalten.

Das Denken ist nicht unabhängig von einer Einzelsprache, aber die Abhängigkeit besteht nur an einem Punkt, nämlich am Anfang. Das reflexive Denken setzt zwar bei der Sprache an, es geht aber stets über die Sprache hinaus und gelangt so zu den Sachen selbst, die zuerst bloß durch die Sprache gegeben waren. Es ist falsch zu glauben, daß man sich nur die Sachen denkt, die in der Sprache gegeben sind, oder daß man auch unsachlich denken kann, weil die Sprache gerade unsachliche Abgrenzungen zur Verfügung stellt.

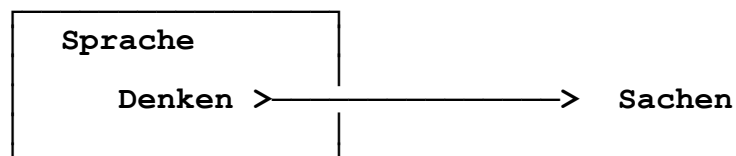
B. Russell schrieb einmal, die Ontologie sei eine rein sprachlich begründete Wissenschaft; man habe sie von den Sprachen her konstruiert, die das Verb *sein* haben und folglich das Seiende, das *On* im Griechischen, als solches abgrenzen konnten. Die Ontologie kann leichter in einer Gemeinschaft entstehen, in der eine entsprechende Abgrenzung durch die Sprache existiert. Aber die Ontologie betrifft nicht die in dieser Sprache gegebene Bedeutung, sondern sie hat wie jede andere Wissenschaft das Sein selbst zum Gegenstand. Man kann Ontologie auch in den Sprachen haben, die diese Unterscheidung nicht machen, auch wenn sie dadurch vielleicht schwieriger wird. Umgekehrt ist die Tatsache, daß eine Sprache das "sein" als Bedeutung kennt, keine Garantie dafür, daß in ihr Ontologie gemacht wird.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Die Leistung des Artikels in den Sprachen, die ihn kennen, ist eine wesentliche Leistung. Der Linguist J. Lohmann, der Heidegger gut kannte, hat die Leistung des Artikels in Heideggerschen Termini formuliert: Der Artikel sei der Ausdruck der ontologischen Differenz. Was heißt das? Der Artikel erlaubt die Unterscheidung zwischen Gegenstand und Begriff, zwischen dem Aktuellen und dem Virtuellen, dem Seienden und dem Sein. *Mensch* ist nur das Mensch-Sein, *der Mensch* ist dagegen ein Seiendes. In der Philosophie

kann man diese Unterscheidung sicherlich leichter machen, wenn in einer Gemeinschaft philosophiert wird, die in ihrer Sprache den Artikel kennt. Die Griechen konnten diese Unterscheidung auch im reflexiven Denken natürlich viel leichter machen als die Römer mit ihrer artikellosen Sprache. Als die Römer die Fragestellungen der Griechen übernahmen, mußten sie etwas für den Artikel haben. So verwendete man z.B. im Mittelalter zum Teil den griechischen Artikel im Lateinischen.

Viele Sprachen haben den Artikel; manche haben ein Determinationssystem, das viel komplizierter ist als die Unterscheidung virtuell vs. aktuell. So haben das Baskische und das Samoanische den Artikel, letztere sogar mit komplexen Unterscheidungen. Aber dies ist keine Garantie, daß der Unterschied auch reflexiv gemacht wird. Mir ist kein samoanischer Philosoph bekannt, der die Heideggersche philosophische Differenz formuliert hätte.

Nach dem Gesagten stelle ich resümierend die Abhängigkeit des Denkens der Sprache gegenüber in einem einfachen Schema dar:



Das Denken fängt mit der Sprache an, geht aber unmittelbar über die Sprache hinaus zu den Sachen selbst.

8.4. Die Alterität des Denkens

Ich komme nun zu dem dritten und noch viel wichtigeren Punkt, den Humboldt in den "Verschiedenheiten" behandelt, nämlich zur Behauptung der Alterität des Denkens. Ich zitiere:

Die wichtigste Ursach, aus welcher die Sprache, vermittelst des Tones, der Wirkung nach aussen bedarf, ist die Geselligkeit, zu welcher der Mensch durch seine Natur unbedingt hingewiesen wird. Es liegt aber in derselben ein zwiefaches, allein in dem Begriffe der Menschheit Verbundenes: einmal dass alle menschlichen Kräfte sich nur gesellschaftlich vollkommen entwickeln, dann dass es etwas Gemeinsames in dem gesamten menschlichen Geschlechte giebt, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach

Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Beides ist gerade in der Sprache besonders wichtig. (Werke III 1963: § 46, 200)

Die Alterität ist, wie schon gesagt, Bedingung der Objektivität des Denkens. Objektiv ist eigentlich nur das Intersubjektive, mehr noch das allgemein als intersubjektiv Gedachte. Wenn ich sage "Dem ist so", so meine ich, daß dem so ist, und zwar für jedes Wesen, das denkfähig ist. Was ich sage, ist eine universelle Behauptung und will dies auch in subjektiver Hinsicht, d.h. für das Subjekt des Behauptens, sein. Denn ich will damit nicht sagen, daß ich nur so daherrede oder daß das Ding nur für mich so ist. Es ist naiv zu sagen, daß ein Satz wie "Die Erde ist rund" als "Ich behaupte, die Erde ist rund" analysiert werden könne. Denn gerade das meine ich nicht. Ich meine nicht, daß ich behaupte, daß die Erde rund ist, sondern daß die Erde rund ist, und zwar in objektiver Hinsicht.

[7.2.89] Wir haben gesagt, daß die Alterität der Sprache die Alterität der Welt begründet. Die Welt ist durch die Sprache nicht nur meine Welt, sondern eine Welt, die wenigstens mir und dir gehört, und zwar aufgrund der Sprache als Vermittlung zwischen einem Ich und einem Du. Diese Alterität der Welt begründet ihrerseits die Objektivität des Denkens, weil das Denken ein Denken ist über eine als objektiv bestehend aufgefaßte Welt. Ich behaupte etwas über die Sachen selbst nicht nur als meine private Meinung. Ich tue das schon deshalb nicht, weil ich es mit einer Sprache behaupte und die Sprache die Sachen in ihre eigene Objektivität rückt.

Es gibt keine Privatsprache. Die Tatsache, daß ich mich irren kann, zerstört nicht die ideelle Intersubjektivität als Voraussetzung jeder Objektivität. Der Irrtum erfolgt erst im Sagen, ist also nachträglich gegenüber der vorausgesetzten Objektivität. Nachträgliches kann aber Voraussetzungen nicht zerstören. Ich kann auch meinen Irrtum feststellen, wenn ich erkenne, daß die Sachen an sich selbst und auch gerade für andere so und so sind. Könnte ich das nicht, könnte ich mich gar nicht irren.

Die Tatsache, daß ich mich irren und meinen Irrtum feststellen kann, ist Anzeichen dafür, daß die Behauptungen über die Sachen objektiv sein wollen, d.h. sagen wollen, wie die Sachen sind. In dieser Hinsicht ist die Sprache auch die Grundlage der Objektivität des Denkens und aller Wissenschaft. Humboldt schreibt dazu in den "Verschiedenheiten":

Auch die Geselligkeit lässt sich ohne Einseitigkeit nicht aus dem blossen Bedürfniss ableiten. Sie beruht nicht einmal in den Thieren darauf. Keines ist leicht sich so allein-genügend in seiner Stärke, als der gerade vorzugsweise in Heerden lebende Elephant. Auch in den Thieren entspringt daher die bei einigen Gattungen grössere, bei andren geringere Neigung zur Geselligkeit aus viel tiefer in ihrem Wesen liegenden Ursachen. Es ist nur uns unmöglich, dieselben zu ergründen, weil wir uns gar keinen Begriff von der doch nicht abzuläugnenden Fähigkeit der Thiere machen können, wahrzunehmen, zu empfinden und Wahrnehmungen zu verknüpfen. Im Menschen aber ist das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf, abgesehen

von allen körperlichen und Empfindungsbeziehungen, zum blossen Denken eines dem *Ich* entsprechenden *Du*. (Werke III 1963: § 47, 200-201)

Das *Du* dient also nicht nur der Geselligkeit, sondern begründet die Objektivität des Denkens. Mit dem Tiervergleich spielt Humboldt vielleicht auf Rousseau an. Für Humboldt geht es nicht nur um "Ich mag dich!" oder "Helfe mir!", d.h. um das Verhältnis der Geselligkeit zwischen dem empirischen *Ich* und dem empirischen *Du*, sondern vor allem um das Verhältnis zwischen einem *Ich* und einem *Du*, die gemeinsame Sachen, eine gemeinsame Welt, haben und gerade in dieser Welt stillschweigend im voraus annehmen, daß sie auf die gleiche Weise operieren können.

Es ist zwar möglich, daß wir uns beide irren und der andere die Sachen völlig anders sieht, z.B. die Farbe, die ich als *grün* bezeichne, so wahrnimmt wie ich die Farbe Rot. Trotzdem meine ich, daß wir dasselbe bezeichnen. Die Tatsache, daß wir das, was ich so sehe und was er so sieht, doch mit dem gleichen Wort bezeichnen, zeigt eben die Objektivität der Bezeichnung. So ist es z.B. gleichgültig, ob ich Pferde größer als andere sehe, denn das gehört zu dem Eindruck, den die Sachen auf mich machen. Die Sprache bezieht sich aber auf die Sachen selbst mittels der Bedeutungen, und diese begründen die Intersubjektivität der Erfahrung.

9. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (1830-1835)

9.1. Allgemeines

Wir sind jetzt beim letzten Werk angekommen, das wir besprechen wollen, bei "Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues". Nun stellen wir fest, daß wir schon fast alles Wesentliche behandelt haben, d.h. daß fast alles schon in den früheren Werken enthalten ist. Für uns ist nur noch wenig Neues zu finden. Es wird zwar weiter präzisiert, was *in nuce* schon in den anderen Werken vorhanden war. Es fehlt sogar einiges, was wesentlich für Humboldts Gesamtauffassung ist.

Angesichts dieser Sachlage wäre es eine dringende Aufgabe der Forschung, eine Humboldt-Konkordanz herzustellen, etwa im Rahmen einer Dissertation. Eine solche Arbeit hätte festzustellen, wo Humboldt diese und jene sprachphilosophischen Themen behandelt, wo jeweils die klarste Formulierung steht, wo etwas fehlt, was man aufgrund der Gesamtauffassung erwarten könnte. Das Ergebnis könnte eine kommentierte Konkordanz sein. Wir haben in einem Seminar eine partielle Konkordanz zwischen "Verschiedenheiten" und "Sprachbau" erstellt, und zwar zu den Themen "Form der Sprachen" und "Formativität". Das reicht aber bei weitem nicht aus. Man müßte alle einschlägigen Werke berücksichtigen und könnte nur von den deskriptiven Arbeiten, etwa zum Spanischen, Indonesischen, Mexikanischen usw. absehen, weil diese zur Sprachwissenschaft und ihrer Geschichte gehören.

Bei den deskriptiven Themen wäre eine Konkordanz ebenfalls wünschenswert. Man beschäftigt sich seit 150 Jahren mit Humboldt, kann aber immer noch nicht sagen, wo Humboldt eine bestimmte Sprache nennt, ob seine Beispiele richtig sind, woher er seine Kenntnisse hat. Dies wurde erst für eine Sprache versucht, und zwar für die aztekische Sprache.

9.2. Der Begriff der inneren Form

9.2.1. Zurückweisung falscher Interpretationen

Im "Sprachbau" finden zwei weitere Hauptideen ihre Entfaltung, nämlich die Idee der inneren Form und die Idee von der Kreativität der Sprache, die nun als *energeia* bestimmt wird.

Es ist einfach peinlich, wenn gesagt wird, die innere Form sei bei Humboldt als die spezifische psychologische Struktur der jeweiligen Sprecher zu verstehen, von der die konkrete Organisation der lautlichen und bedeutungsmäßigen Seite ihrer Sprache direkt abhängt. Dies steht leider in einer Geschichte der Sprachwissenschaft. Solche Bücher dürfte man nicht übersetzen. Ich bin nicht für das Verbrennen von Büchern, aber sie sollten so gelagert werden, daß sie nicht die Jugend gefährden. Eine solche Behauptung ist nur für Personen annehmbar, die keine einzige Zeile von Humboldt gelesen haben.

Ebenso peinlich ist es, wenn die innere Form mit der Tiefenstruktur, d.h. der Struktur der Bezeichnung, identifiziert wird. Denn Humboldt sagt gerade ausdrücklich, die innere Form sei nicht die Struktur der Bezeichnung. Bei dieser Interpretation kommt zum Unwissen der Wunsch hinzu, in einem Ausdruck gerade die Bedeutung zu finden, die in das eigene Konzept paßt: Es wäre schön, wenn die innere Form der Tiefenstruktur entspräche, und so nimmt man an, dies sei der Fall, und schon hat man in der Tradition einen berühmten Bundesgenossen.

Um zu verstehen, was Humboldt mit "innere Sprachform" meint, muß man sich auf das beziehen, was in "Sprachbau", § 21, steht. Der Titel stammt wie alle Titel und Untertitel von Humboldts Sekretär Buschmann. Er entspricht wie die der §§ 11 und 12 dem Thema. Außerdem ist zu berücksichtigen, was in "Sprachstudium", "Entstehen der grammatischen Formen" und "Ueber den Dualis" steht. Ich resumiere zuerst, was ich schon an anderer Stelle gesagt habe.

9.2.2. Form und Stoff

"Form" und "Stoff" sind relationale, genauer: miteinander relationierte Begriffe. Sie entsprechen den Begriffen *morphé* 'Form' und *hyle* 'Stoff' bei Aristoteles. In dieser Relation ist die Form stets das Gestaltende, das dynamische, aktive Prinzip, der Stoff stets das Gestaltete, das statische bzw. passive Prinzip. In dieser Hinsicht sind Form und Stoff als korrelative Begriffe auch nie einfach dies oder jenes, d.h. etwas, auf das man zeigen kann. Denn eine Form ist nur Form in bezug auf einen Stoff, und Stoff ist nur Stoff in bezug auf eine Form, d.h. die Form ist nur Form in einer bestimmten Relation, nicht etwas für sich selbst Feststellbares und Beschreibbares.

Auch im Falle der Sprache kann sich "Form" auf verschiedene Stufen beziehen, denn was auf einer bestimmten Stufe der Betrachtung Form ist, wird, wie gesagt, auf einer höheren Stufe zum Stoff für eine andere Form, wenn die Form der niedrigeren Stufe wiederum geformt wird. Zuerst ist die Sprache im allgemeinen Form des Außersprachlichen, und zwar im Verhältnis zur außersprachlichen Wirklichkeit oder, besser gesagt, zur Erfahrung, zu den Gefühlen, zu den sinnlichen Eindrücken, die sich auf das Außersprachliche beziehen.

Wenn wir nun die Relation zwischen Sprache und Außersprachlichem gerade von der Sprache her betrachten, brauchen wir nicht einmal zwischen den Gefühlen und den Erfahrungen über die Welt und den Sachen selbst zu unterscheiden, weil dies alles nur Stoff für die Sprache ist. Wenn wir dagegen von der Sprache absehen, können wir die Erfahrungen und Gefühle als Form für etwas anderes auffassen. In der Sprachwissenschaft hat dies nur Hjelmslev mehr oder weniger richtig gesehen, als er zwischen Substanz und Materie, d.h. zwischen dem Stoff für die Sprache als Form und dem Stoff als amorphe Masse. Der engl. Übersetzer, F.J. Whitfield, hat hierfür in Absprache mit Hjelmslev den Terminus "purport" gewählt (vgl. Hjelmslev 1963, 50ff.).

In doppelter Hinsicht ist die Sprache im allgemeinen Form der außersprachlichen Wirklichkeit:

1. Die Wörter sind die Form der Sachen,
2. die Grammatik ist Form und Gestaltung der Wörter, d.h. die Wörter sind Stoff für die Grammatik.

Ein Sprachsystem, eine Einzelsprache, ist jeweils im Verhältnis zu anderen Einzelsprachen eine bestimmte Form der außersprachlichen Wirklichkeit.

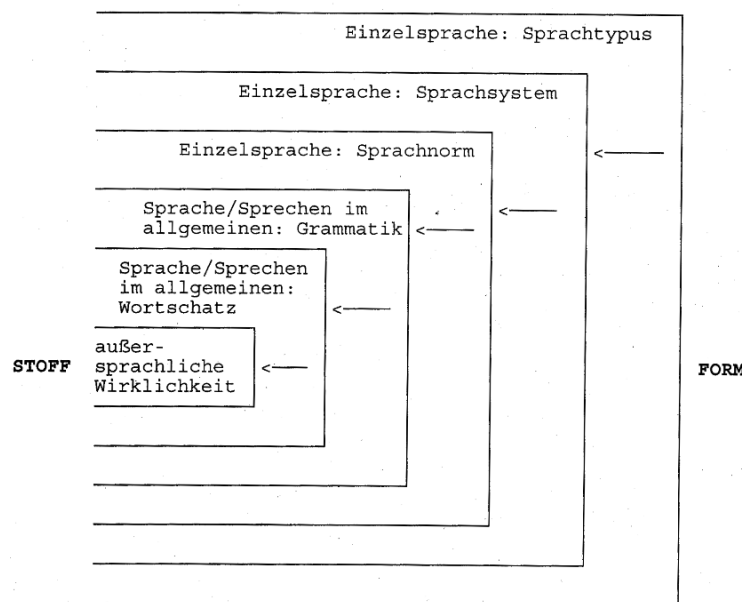
Auch innerhalb einer bestimmten Einzelsprache gibt es wiederum das Verhältnis zwischen dem Gestalteten und dem Gestaltenden, etwa zwischen den Prinzipien der Gestaltung und dem damit Gemachten. Das ist der Sinn von Humboldts Unterscheidung zwischen dem Entwurf und dem Ausbau einer Sprache. In jeder Sprache seien Prinzipien zur weiteren Gestaltung da, jede Sprache sei an erster Stelle als Form ein Gefüge von Gestaltungsprinzipien, und aufgrund dieser Prinzipien könne man, als Ausbau, weiter Sprachliches schaffen. In dieser Hinsicht ist eine Sprache nicht nur das Gesprochene, sondern das, was in ihr gesprochen werden kann. Dies ist die futurische Dimension der Sprache. So enthält das Deutsche z.B. alles, was man auf Deutsch sagen kann, auch wenn es noch nicht gesagt worden ist.

9.2.3. Die Stufen von Form und Stoff

Im Verhältnis zwischen Stoff und Form sind verschiedene Stufen zu unterscheiden:

1. Auf der ersten Stufe ist der Stoff die außersprachliche Wirklichkeit, was immer das auch sein mag. Der Stoff ist an sich, ohne die Form, nicht erkennbar.
2. Die Form der außersprachlichen Wirklichkeit ist die Sprache mit ihren beiden Stufen, den Wörtern als der Gestaltung der Sachen und der Grammatik als der Gestaltung der Relationen.
3. Die Sprache im allgemeinen wird wiederum zum Stoff für jede Sprache, für *eine* Sprache. Eine Einzelsprache gestaltet das Sprachliche schlechthin auf eine bestimmte Weise. Die Sprachen in ihrem Verhältnis zueinander sind Formen der Sprache schlechthin.
4. Eine Einzelsprache ist Stoff für eine Form, nämlich für die Strukturierungsprinzipien einer Sprache. Eine Sprache ist teilweise schon gemacht und teilweise bis ins Unendliche noch zu machen. Die Prinzipien dienen der Weiterbildung der Sprache auf eine bestimmte Weise. Man kann dies den Sprachtypus für eine jede Sprache nennen.
5. Ich habe selbst noch zu zeigen versucht, daß bei der Sprache als Form das Gestaltete die Norm ist. Die Norm wird durch ein System gestaltet, und das System wird - wie unter (4) gesagt - durch die Prinzipien des Sprachtypus gestaltet.

Graphisch könnte man die Stufen von Stoff und Form in der Weise darstellen, daß jeweils ein Pfeil die Form-Stoff-Relation markiert. Die Graphik charakterisiert die außersprachliche Wirklichkeit als den primären Stoff der Sprache und den Typus einer Einzelsprache als die höchste Gestaltungsform:



Wenn man von "Form" bei Humboldt spricht, muß man, auch in bezug auf die Sprache, stets dazusagen, um welche Stufe der Form es jeweils geht. Auch dies wäre eine Aufgabe der Konkordanz, von der ich gesprochen habe.

9.2.4. Humboldts Begriff der charakteristischen Form

Nach den vorbereitenden Bemerkungen zum Verhältnis von Stoff und Form kehren wir nun wieder zu Humboldt selbst zurück. Ich zitiere, was Humboldt zum Verhältnis zwischen den Prinzipien und dem sagt, was mit den Prinzipien gemacht wird:

Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im Einzelnen sey, auf irgendeine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten liesse, dass sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgendeine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesamteindruck zurückgewiesen. (Werke III 1963: Sprachbau § 12, 420).

Die Elemente entsprechen also der charakterischen Form der Sprache nicht vereinzelt, sondern nur im Zusammenhang der Prinzipien. Ich zitiere jetzt eine weitere wichtige Stelle zur charakteristischen Form, d.h. zu den Prinzipien, die als ihren Stoff die jeweilige Form im System der Sprache haben. Das Zitat knüpft an den oben eingeführten "Gesamteindruck" an:

Es versteht sich indess von selbst, dass in dem Begriff der Form der Sprachen keine Einzelheiten als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken lässt. Man muss durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen eine Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muss zu übersehen imstande seyn, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatz zu ihr als Stoff zu betrachtenden Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muss sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit und in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen. (Werke III 1963: Sprachbau § 12, 423)

Humboldt vertritt hier die Auffassung, daß in einem Sprachsystem alles mit allem zusammenhängt. Damit wird die Aufgabe der Sprachtypologie abgegrenzt. Sie besteht in der Charakterisierung einer jeden Sprache in bezug auf ihre ideelle Einheit.

9.2.5. Innere und äußere Form

Die "innere Form" betrifft die Sprache allein, nicht das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, und sie betrifft grundsätzlich jeweils *eine* Sprache. Nicht die Sprache schlechthin, sondern *jede* Sprache hat eine innere Form.

Die innere Form steht der äußeren Form gegenüber. Es ist symptomatisch für die Fragestellung von Humboldt, daß der Paragraph, in dem die innere Form behandelt wird (§ 21), nach den Paragraphen zum Lautsystem steht und daß ein Paragraph mit dem Titel "Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform" (§ 22) folgt. Man braucht nicht weiter zu suchen, um zu verstehen, was Form bei Humboldt ist und was gerade in diesem Fall gemeint ist: Die Sprache ist schon Form. Das Lautsystem mit seinen Prinzipien, zu denen noch typologische Prinzipien kommen können, ist die äußere Form der Sprache. Sie steht in Relation mit der inneren Sprachform. Die "innere Sprachform" ist einfach die Gestaltung des einzelsprachlichen Inhalts. Die Beispiele, die Humboldt dafür anführt, betreffen eindeutig Einzelsprachen. Leider sind es - wie bei Humboldt üblich - nur wenige. Es geht um das System der Inhalte, und diese sind Bedeutungen in der Sprache und nicht etwa Bezeichnungen.

[13.2.89] Man hat viel über den Begriff "innere Sprachform" diskutiert und in ihm etwas Besonderes sehen wollen. Dies ist aber nicht der Fall. Er ist nur etwas Besonderes in der geschichtlichen Situation, in der er formuliert wurde. Der Begriff bezieht sich einfach auf die Form des Inhalts und die eigentliche Semantik einer Sprache, d.h. um das, was die Sprache als solche sagt. Der Begriff ist für die historische Situation wichtig, weil damals die inhaltliche Gestaltung der Sprache noch nicht anerkannt war. Man betrachtete noch als inhaltliche Gestaltung der Sprache die Welt selbst, d.h. die Bezeichnung.

Es ist wichtig, daß der Begriff "innere Sprachform" durch zwei Gegenüberstellungen abgegrenzt wird. Einerseits steht die innere Form der äußeren Form gegenüber, andererseits der außersprachlichen Wirklichkeit, wie im nächsten Abschnitt zu diskutieren ist. Unter äußerer Form versteht Humboldt eindeutig die Gestaltung der lautlichen, materiellen Seite der Sprache, d.h. die Gestaltung der Ausdrucksebene der Sprache. Dies zeigt der Anfang des Kapitels über die Form.

Die Gestaltung der Form erfolgt auf drei aufeinanderfolgenden Ebenen: 1. auf der Ebene des Wortes, der Ebene der Begriffsbildung, die der Vertretung der Sachen der Welt entspricht, 2. auf

der grammatischen Ebene, die den Beziehungen und folglich der morphematischen Gestaltung des Materiellen entspricht, und 3. auf der Ebene des Satzes, der minimalen Einheiten der Rede, die den Einheiten des Denkens in ihrem Bezug auf die außersprachliche, eventuell ideelle Wirklichkeit entsprechen.

9.2.6. Humboldt als Wegbereiter der Phonologie

In bezug auf diese äußere Form verwendet Humboldt den alten Begriff *littera* 'Buchstabe'. Er schreibt, schon mit dem Buchstaben fange die Gestaltung an. "Buchstabe" ist hier aber nicht das Graphem, wie man aus späterer Sicht geglaubt hat, sondern die Einheit der Ausdrucksebene. Die Sprache kann als geschriebene oder als gesprochene und vielleicht noch in anderer Weise erscheinen. *Littera* oder *Buchstabe* ist nun die formale Einheit als solche, unabhängig von ihrer jeweiligen Erscheinung.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß lat. *littera*, griech. *grámma* in der älteren Sprachwissenschaft nicht gerade den Buchstaben als Graphem meint. In der lateinischen Grammatik bis zur Renaissance verwendete man die Begriffe *vox* und *littera*. Es wird oft gesagt, daß eine Sprache z.B. so viele *litterae* hat wie *voces*, aber daß sie für die *litterae* bzw. *voces* (d.h. für die Phoneme) nicht genau so viele *figurae* (d.h. Buchstaben als graphische Entsprechungen der Phoneme) hat, sondern mehr oder weniger.

In diesem Zusammenhang begründet Humboldt eine besondere Phonologie. Man erkennt dies noch besser, wenn Humboldt eine bestimmte Sprache analysiert, insbesondere in seiner mexikanischen Grammatik, deren Veröffentlichung wir angeregt haben (vgl. Humboldt, ed. Ringmacher 1993). Mit "Buchstaben" meint er die sog. logischen oder funktionellen Einheiten unabhängig von ihrer kontextuellen Variation, d.h. mehr oder weniger das, was später in der Phonologie und der Phonemik als "Phonem" erscheint.

Eine Humboldtsche Phonologie, d.h. eine Phonologie mit explizitem Bezug auf Humboldt, hat sich als solche nicht entwickelt. Man findet aber noch vor der Phonologie der Prager Schule immer wieder phonologische Ansätze in praktischer Hinsicht, z.B. für die Ausarbeitung der Rechtschreibung. So hat man von "logischen" Lauten gesprochen, d.h. von den Einheiten, die in einer Sprache distinktiv sind.

Man kann sich fragen, ob die Phonologie, die viel später entwickelt wurde, nicht eine Wiederaufnahme der Ideen Humboldts ist, und zwar gerade im Falle der Prager Schule. Mathesius betrachtet sich als Schüler von Humboldt; er sieht in ihm den Begründer der statischen oder analytischen Sprachwissenschaft. Baudouin de Courtenay, der in Rußland und Polen wirkte, bezieht sich ebenfalls auf Humboldt. In Amerika lehrte Edward Sapir, der im

Grunde ein Humboldtianer war. Es wäre im einzelnen zu untersuchen, inwiefern auch die Idee der Analyse der Sprache auf der materiellen Ebene auf Humboldt zurückgeht, d.h. wie man nach einer langen positivistischen Unterbrechung seine Ideen wieder aufgreift.

Die positivistische Linguistik macht die primäre Unterscheidung von Laut und Buchstabe. Diese Unterscheidung ist sicherlich notwendig. Sie betrifft aber nicht die Ebene, die die Positivisten meinen. Denn die Unterscheidung betrifft nicht die Ausdrucksebene selbst, sondern die Ebene des In-Erscheinung-Tretens der formalen Einheiten des Ausdrucks. Vom positivistischen Gesichtspunkt her erscheint die alte und viel höhere Begrifflichkeit als eine Verwechslung. Man findet in Geschichten der Sprachwissenschaft und in allerlei Handbüchern immer wieder, die ältere Linguistik habe Buchstabe und Laut verwechselt. Man fragt sich, wie so etwas überhaupt möglich ist. Wie kann jemand eine graphische Figur mit einem Laut verwechseln? In Wirklichkeit handelt es sich nicht um eine Verwechslung, sondern um den höheren Begriff. Allerdings war es vielleicht unglücklich, diesen höheren Begriff *Buchstabe* zu nennen.

Gegenstand der positivistischen Linguistik ist die *vox*. Sie findet dort nur die tatsächliche unendliche Verschiedenheit der konkreten Realisierungen und kann zu den Einheiten nur durch eine Abstraktion kommen, die unabhängig von der Funktion der Einheiten in der entsprechenden Sprache vorgenommen wird. Die positivistische Linguistik hat uns natürlich sehr viel gelehrt in bezug auf die tatsächliche Verschiedenheit der Sprachen und die Kasuistik der Rede. Sie hat aber die Einheiten aus den Augen verloren. Als Reaktion auf den "Atomismus" der positivistischen Linguistik ist die Phonologie entstanden, die wenigstens die Einheit der *vox* wieder herstellt. Die Glossematik hat sogar mit dem Begriff "Plerem" eine rein formale Einheit eingeführt, die sowohl als Buchstabe als auch als Phonem erscheinen kann.

Man kann auch bei Humboldt Ansätze finden, die höhere Ebenen der äußeren Form betreffen. Die Laute, aus denen aufgrund ihrer distinktiven Funktion der Wortschatz gebildet wird, werden wieder geformt als Morpheme in der Grammatik. Die moderne Phonologie hat versucht, diese Tatsache in dem Begriff "Morphonem" zu erfassen. Auch die generative Grammatik kennt den Begriff des grammatischen "Morphonems". Humboldt weist mindestens auf die Möglichkeit einer Satzphonologie oder einer Gesamtphonologie (im Sinne von Firth und der englischen Schule) hin. Er betrachtet die Determination der Laute im Satz als die erste Gegebenheit im Lautlichen und beschäftigt sich deshalb an erster Stelle mit den Relationen, die im Satz erscheinen.

9.2.7. Die innere Form und das Bezeichnete

Die "innere Form" steht nicht nur der "äußeren Form" gegenüber, sondern auch der bezeichneten Wirklichkeit. Die innere Form ist die Form auf der intellektuellen Seite der Sprache, d.h. auf der

Inhaltsebene als solcher. Die sprachliche Gestaltung ist von der Bezeichnung, vom Bezeichneten, von den Sachen selbst, zu unterscheiden. Das Bezeichnete ist als Außersprachliches das gleiche, es wird aber anders, durch andere Merkmale, geformt. Leider sind die Beispiele, die Humboldt im "Sprachbau" gibt, nicht besonders einleuchtend. Bessere Beispiele finden sich im "Entstehen der grammatischen Formen", wo es ihm gerade darum ging anzugeben, was eine Sprache sagt. Ich zitiere aus dem "Sprachbau":

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so dass eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es muss innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äusseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nemlichen Gegenstände; und wenn z.B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige bald der mit einer Hand Versehene heisst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam als dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden muss, ist hier die Rede. (Werke III 1963: Sprachbau § 21, 467-468)

Es folgt ein sehr wichtiger Satz, den wir gleich zitieren werden. Zunächst sei festgehalten, daß es Humboldt grundsätzlich um Unterscheidung durch Merkmale geht. Der Gegenstand kann der gleiche sein, auch in einer einzigen Sprache. Er wird aber mit anderen Merkmalen zu einem Begriff gemacht, auf einen Begriff bezogen, wie Humboldt es hier mit den nicht besonders glücklichen Beispielen für den Elefanten zeigt. Wären die drei Bezeichnungen für den Elefanten tatsächlich Namen und nicht bloß Umschreibungen, so hätte man tatsächlich Merkmale. Es wären aber etymologische Merkmale und nicht Merkmale, die den Inhalt von anderen Inhalten in der gleichen Sprache unterscheiden. Die Beispiele Humboldts in der Grammatik sind viel besser. Im Vergleich der Einteilungen der Verbalsysteme im Sanskrit und im Griechischen zeigt er die besondere Stuktur der Tempora und der Aspekte in diesen Systemen.

Wichtig ist hier auf jeden Fall, daß gerade der Begriff "Merkmal" erscheint. Die Sprache stellt nicht die Gegenstände als solche dar, sondern jeweils ein Gefüge von Merkmalen. Das Wort *porter* im Französischen ist z.B. völlig anders gestaltet als entsprechende Wörter im Deutschen oder in den anderen romanischen Sprachen. Es bedeutet 'sich bewegen mit etwas anderem, was sich nicht selbständig bewegt'. Diese Bedeutung ist im Französischen so gegeben, weil es daneben *mener* gibt, 'sich bewegen mit etwas anderem, das sich selbst bewegt'. Im Deutschen sagt man: *Ich bringe das Buch in die Bibliothek, Ich bringe dich zum Bahnhof*, gebraucht also in beiden Sätzen das Verb *bringen*. Im Französischen würde man dagegen im ersten Satz *porter*, im zweiten *mener* verwenden.

Im "Dualis" hat Humboldt nur von "Form" gesprochen. Es ist aber zu beachten, dass die Form Stoff für eine höhere Form ist, nämlich für die gestaltenden Prinzipien oder für die Formen des Inhalts. Auch der Inhalt wird dreimal geformt: durch Wörter, durch die Relationen der Grammatik und durch die Gestaltungsprinzipien für Wortschatz und Grammatik.

Zum Status der Merkmale sagt Humboldt folgendes, und zwar im Anschluß an das Zitat oben:

Freilich aber gilt diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden. (Werke III 1963: Sprachbau § 21, 468)

Mit dieser Bemerkung hebt Humboldt die Annahme wieder auf, es gehe bei den Begriffen bzw. Bedeutungen um ein Gefüge von Merkmalen. Es erscheint zwar so, daß es Merkmale gibt, aber in der Sprache selbst handelt es sich um einheitliche Intuitionen. Nur deswegen erscheint ein Begriff als Gefüge von Merkmalen in der Analyse, weil es andere, ebenfalls einheitliche Einheiten gibt. Die Gegenüberstellung der an sich einheitlichen Begriffe führt uns zu den Differenzen zwischen den Einheiten. Wir sind dann dazu geneigt, die Differenzen als das Primäre und den Begriff als eine Synthese dieser Merkmale anzusehen. In Wirklichkeit ist es vielmehr so, daß zuerst die Oppositionen da sind und erst dann die unterscheidenden Merkmale aus den Oppositionen resultieren, nicht umgekehrt.

Das ist ein sehr schwieriges Problem bei der ganzen strukturellen Interpretation einer Sprache. Bisher hat niemand dieses Prinzip tatsächlich angewandt. Bei der Analyse stellt man Merkmale fest, wenn sie in der Sprache distinktiv sind. Wenn man von Synthese spricht, nimmt man ein Gefüge von Merkmalen an und nicht eine primäre Intuition. Ich habe versucht, das zu zeigen, es ist mir aber nicht gelungen, andere davon zu überzeugen.

9.3. Die Sprache als *energeia*

9.3.1. Allgemeines

Wir kommen jetzt zum letzten wichtigen Begriff, zum Begriff *energeia*. Nach all dem, was wir bisher über die Kreativität bzw. Formativität als Dimension des Menschen schlechthin und zur Sprache als primärer menschlicher Formativität erfahren haben, ist es erstaunlich, daß das Grundprinzip der *energeia* erst so spät, d.h. erst im "Sprachbau", ausdrücklich formuliert und mehr oder weniger begründet wird. In früheren Werken verwendete Humboldt andere Termini für das gleiche, insbesondere *Kraft*. Dieser Terminus ist in einer Form des Neohumboldtismus übernommen worden; man spricht dort z.B. von den "Kräften" der deutschen Sprache. Ich halte das allerdings für eine unglückliche Verwechslung.

Erst mit dem Begriff *energeia* versteht man, was Humboldt tatsächlich gemeint hat. Es ist wichtig zu sehen, daß dieser Begriff gerade in dem Paragraphen über die Form steht, weil die Sprache eben als formative Kraft angesehen wird. Und es ist äußerst wichtig, daß der gemeinte Begriff hier mit einem griechischen Wort bezeichnet und einem Begriff gegenübergestellt wird, der mit einem anderen griechischen Wort bezeichnet wird. Humboldt sagt nicht einfach "Tätigkeit" und "Werk", sondern er sagt zugleich, indem er in Klammern *energeia* und *ergon* hinzufügt, daß er eine bestimmte Interpretation von "Tätigkeit" und "Werk" intendiert. Ich habe immer wieder behauptet, daß Humboldt auf den Begriff *energeia* bei Aristoteles hinweisen wollte, so wie er schon bei "Form" und "Stoff" genau den aristotelischen Gegensatz *morphe* und *hyle* aufgenommen hatte, und zwar genau mit der Korrelativität der Begriffe, so daß die Form für eine höhere Form zum Stoff wird. Hier greift Humboldt ausdrücklich auf diese Tradition zurück, indem er die griechischen Wörter verwendet. Vor kurzem hat Frau Donatella Di Cesare (1988, in: *Energeia und Ergon II*, 29-46) den Beweis erbracht, daß dieser Zusammenhang besteht, indem sie genaue Angaben zu den einschlägigen Stellen in der "Metaphysik" gemacht hat.

Was besagt nun dieser Begriff? *Energeia* ist die Kreativität als solche, der kreative Akt, der seiner eigenen *dynamis* vorausgeht, der nicht Anwendung einer Technik, d.h. Anwendung des durch Erfahrung oder durch Studium Gelernten ist, sondern eben primär Kreativität ist, der sog. reine Akt, der *actus purus*. Man muß dies wissen, wenn man sagt, die Sprache sei Tätigkeit.

9.3.2. Der Begriff *energeia* im Sprachbau

[14.2.89] Wir haben gesagt, daß der Begriff *energeia* ein aristotelischer Begriff ist und bei Aristoteles die produktive schöpferische Tätigkeit bedeutet. Wir werden sehen, wie das genau zu interpretieren ist. Zuerst führen wir die Zitate an, die sich gerade in dem Paragraphen "Form der Sprachen" (§ 11) finden:

Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein todes Erzeugtes, sondern weit wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der innren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluss zurückgehen. (Werke III 1963: Sprachbau § 11, 416)

Der allerwichtigste Passus besagt, daß man die Sprache nicht statisch betrachten dürfe, sondern in bezug auf das betrachten solle, was sie gestaltet:

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann darum nur eine genetische seyn. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. (Werke III 1963: Sprachbau, § 11, 418)

Darauf folgt eine Passage, die normalerweise leider nicht gelesen oder wenigstens nicht zitiert wird. Humboldt sagt, daß die *energeia* an erster Stelle das jedesmalige Sprechen, d.h. die Rede, betreffe, dann aber auch die Sprache im allgemeinen und natürlich auch jede Sprache. An anderer Stelle spricht Humboldt von Gesetzen der Erzeugung:

Denn die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermassen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniss und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. (Werke III 1963: Sprachbau § 14, 431)

Humboldt spricht hier von der Erzeugung der Sprache selbst, nicht von der Erzeugung von Ausdrücken mit einer gegebenen Sprache. Was entsteht, ist die Sprache selbst, d.h. neue Formen mit neuen Funktionen. Immer wieder weist Humboldt darauf hin, daß die Sprache und auch *eine* Sprache nie im ganzen da ist, sondern daß sie ein Erzeugen ist. Es werden gerade nicht nur neue Sätze erzeugt, sondern die Sprache selbst wird weitergebildet. Eine Sprache zu erlernen heißt lernen, in einer Sprache zu schaffen, nicht bloß Geschaffenes zu wiederholen.

9.3.3. Der aristotelische *energeia*-Begriff

Was bedeutet nun in diesem Zusammenhang der aristotelische Begriff *energeia*? Bei Aristoteles ist die *energeia* eine Tätigkeit, die der *dynamis* vorausgeht. Eine Überlieferung besagt, daß nicht nur der Begriff, sondern auch das Wort auf Aristoteles selbst zurückgeht. Gemeint ist folgendes: Es gibt zwei Arten von Tätigkeiten, die schon in der griechischen und lateinischen Sprache unterschieden werden, nämlich die produktive und die nichtproduktive Tätigkeit, d.h. das bloße Agieren, das Tun ohne Produkt. Die Griechen unterschieden die beiden Tätigkeiten mit den Verben *prattein* und *poiein*. *Prattein* ist das Agieren, *poiein* das "etwas machen", und im Lateinischen hat man die Unterscheidung von *agere* und *facere*, vgl. z.B. *Quid agis?* 'Wie geht es?' vs. *Quid facis?* 'Was machst du? Was produzierst du?' Die neueren Sprachen machen diese Unterscheidung nicht mehr so genau wie die alten.

Die mit *energeia* gemeinte Tätigkeit ist eine produktive Tätigkeit. Unter den produktiven Tätigkeiten unterscheidet Aristoteles nun Tätigkeiten, die zwar etwas erzeugen, aber nur aufgrund einer Potenz oder *dynamis*, d.h. einer erlernten oder erworbenen Technik. Die *dynamis*, das Zu-Machen-Wissen, hat zwei Quellen, nämlich Erfahrung (*empeiria*) und Studium (*mathesis*). Hat man ein bestimmtes Muster erlernt, so kann man unendlich nach diesem Muster produzieren, ohne daß man mit seiner eigenen Kreativität eingreifen muß. Allerdings ist diese bloße Produktivität beim Menschen kaum möglich, da er auch im rein technischen Bereich etwas Neues schafft, z.B. bei der Herstellung von Möbelstücken. Beim Produzieren ist nämlich immer auch Kreativität dabei.

Die Kreativität geht ihrer eigenen *dynamis* voraus. Hier ist das Machen primär und die *dynamis* sekundär. Kreativität zeigt sich in der reinen schöpferischen Tätigkeit, insoweit sie nicht einem vorgegebenen Muster folgt. Wir stellen sie vor allem in der Kunst fest, wo tatsächlich Neues gemacht wird, was über die Anwendung einer bestimmten Technik hinausgeht. Das Neue kann aber im nachhinein zu einer *dynamis* werden. Was z.B. als neu zum ersten mal bei Leonardo da Vinci vorgekommen ist, ist nicht das, was er in der Schule von Verrocchio gelernt hat. Das Neue kann aber wiederum zu einer *dynamis*, zu einer technischen Tradition, werden. Die *energeia* ist also die ursprünglich schöpferische Tätigkeit, die ihrer eigenen *dynamis* vorausgeht. Sie hat keine technischen *Voraussetzungen*, sondern geht auf das schöpferische Wesen des Menschen zurück.

Nach Aristoteles gibt es die reine *energeia* im menschlichen Bereich nicht. Der reine Akt der Schöpfung liegt bei Gott, mehr noch, Gott ist für Aristoteles nichts anderes: er ist reine *energeia*, reine Kreativität, *actus purus*, reiner Akt des Schaffens, und nicht etwas, was schafft. Beim Menschen ist die *energeia* dagegen nur als eine stetige Überwindung der schon gegebenen

dynamis vorhanden. Sie zeigt sich nur in der Tatsache, daß man über das hinaus geht, was man erfahren oder als Technik gelernt hat. Die erlernte Technik zeigt sich natürlich auch in der Kunst, die eigentliche Kunst ist aber das, was über die Technik hinausgeht. Beim Menschen haben wir einerseits die *dynamis* und andererseits die Tatsache, daß man in einem gewissen Ausmaß über die *dynamis* hinausgehen kann.

Nach Aristoteles ist der Mensch in dem Maß, in dem er schöpferisch ist, *energeia* und damit Gott. Er ist in dieser Hinsicht *demiurgos*, ein schaffendes Wesen. Die gleiche Intuition finden wir übrigens auch in der Bibel, wenn sie sagt, daß der Mensch nach dem Vorbild Gottes gemacht worden sei, d.h. daß er nicht allein Produkt Gottes ist, sondern auch Teilhabe an ihm besitzt, insofern er die Möglichkeit zum kreativen Schaffen hat. Gott ist dabei die reine schöpferische Tätigkeit, d.h. die unendliche Möglichkeit der *energeia*, der Kreativität.

Ich lasse die theologischen Probleme beiseite, die sich daraus ergeben. Ich diskutiere auch nicht die Konsequenz, daß man nun nicht mehr sagen kann, daß Gott irgend wann einmal die Welt geschaffen hat, sondern daß man sagen muß, daß dies ständig geschieht. Dies wurde in der Form ausgedrückt, daß Gott die Welt ständig denke und daß dieses Denken Gottes die ständige Schöpfung der Welt sei.

9.3.4. Die Erzeugung von Sprache

Beschränken wir uns auf die menschlichen Tätigkeiten. Der Hinweis, daß die sprachliche Tätigkeit *energeia* sei, bedeutet, daß auch die Sprache ständig dynamisch ist, daß sie nicht allein Technik ist, sondern immer über die Technik hinausgeht. Er besagt, daß die Sprache unendlich ist und daß sie in ihrem Wesen eine Tätigkeit ist wie etwa die Kunst. Im praktischen Umgang mit der Sprache besagt es, daß eine Sprache nie ein fertig dastehendes Produkt ist. Humboldt sagt immer wieder: Die Sprache ist nicht im ganzen da, sondern sie ist auch die Möglichkeit, in einer bestimmten Weise weiterzumachen. Wir sagten dies viel konkreter: Eine bestimmte Sprache ist nicht das mit dieser Sprache schon Gesagte allein, sondern auch all das, was mit dieser Sprache noch gemacht werden kann und darum virtuell schon zum Deutschen gehört und als Deutsch erkannt wird, wenn es entsteht.

Es gibt nicht nur das Schaffen von neuen Formen für schon gegebene Funktionen, sondern auch das Schaffen von neuen Funktionen nach vorbestimmten Prinzipien, d.h. nach der charakteristischen Form der Sprache, die auch eine Modalität des Machens und nicht einfach eine Modalität des Seins sind. In dieser Hinsicht war es eine wichtige Einsicht schon der traditionellen Grammatik, ganz besonders aber der generativen Grammatik, daß man bei der Beschreibung einer Sprache auch versuchen muß, das Erzeugen der Sprache zu beschreiben.

Die generative Grammatik beschreibt jedoch nicht die Kreativität im Humboldtschen Sinne. Es geht ihr vielmehr um die unendliche Tätigkeit, die Regeln anwendet, die neue Sätze nach schon gegebenen Regeln bildet. Man wirft Humboldt sogar vor, er habe nicht unterschieden zwischen einer Kreativität, die Regeln anwendet, und einer Kreativität, die Regeln schafft bzw. neue Regeln einführt.

Bei Humboldt geht es nicht einfach um diese Form der Kreativität, die das Materielle betrifft, sondern an erster Stelle darum, daß die Sprache selbst weitergemacht wird, daß neue Regeln und Funktionen nach gegebenen Prinzipien gemacht werden. Humboldt hat die Unterscheidung verschiedener Arten der Kreativität nicht wegen einer Unzulänglichkeit seines Denkens nicht getroffen, sondern weil sie im Rahmen seines Denkens keinen Sinn hätte.

Bei einer Einzelsprache geht es nicht um die Anwendung in der Rede, sondern darum, die charakteristische Form einer Sprache zum Weitermachen zu verwenden, z.B. in der Weise, daß man das aus Fremdsprachen Übernommene der eigenen Sprache anpaßt. Was man Sprachwandel nennt, ist eben diese Kreativität. Sie ist nicht nur Anwendung von schon Bestehendem, sondern das Schaffen neuer Funktionen, die den Prinzipien der jeweiligen Sprache entsprechen.

Die Sprachwissenschaft hat die Aufgabe zu zeigen, wieso die Sprache *energeia* ist auf allen ihren Ebenen, d.h. als Sprechen im allgemeinen, als Einzelsprache und als jedesmaliges Sprechen. Auf der Ebene der Einzelsprache ist die Kreativität so zu interpretieren, daß man die Unterscheidung macht zwischen der Norm als dem, was gemacht ist, dem System als den Funktionen, nach denen man weitermachen kann, und dem Typus, nach dem neue Funktionen entstehen können.

Die eigentliche Betrachtung der Sprache ist genetisch. Auch bei *einer* Sprache muß man, wenn es um das Wesen geht, jeweils das Entstehen feststellen. Die idealistische Neuphilologie hat dies interpretiert im Sinne einer Stilistik, die insbesondere die Dichtung zum Gegenstand hat. Sie tut das nicht deshalb, weil nur die Dichter schaffen würden, sondern weil man in der Dichtung mehr Schöpferisches feststellen kann als in anderen Bereichen des Sprechens. Grundsätzlich ist aber jeder Sprecher auch ein Sprachschöpfer. Vor allem wird das Entstehen von Sprache in der Sprachgeschichte festgestellt. Denn diese untersucht das Schaffen einer Sprache in der historischen Entwicklung in einer Gemeinschaft.

Eine "genetische" Sprachbetrachtung zu fordern, bedeutet nicht, daß die statische Betrachtung aufgegeben werden soll. Humboldt sagt nur, daß "nicht nur" das Statische zu untersuchen sei. Aber auch in der statischen Sprachwissenschaft dürfen wir nicht vergessen, daß die Perspektive nicht statisch, sondern dynamisch ist. Die große Schwierigkeit der Linguistik besteht darin, im Erzeugten die Möglichkeit der Erzeugung festzustellen. Ich habe versucht, dies in die Unterscheidung von Norm, System und Typus zu fassen.

10. Zur Kohärenz im Denken Humboldts

Wir kommen abschließend nur noch kurz zu einem Überblick, der das Ziel hat, die Kohärenz zwischen den Einsichten festzustellen, die wir bei Humboldt vereinzelt und fragmentarisch kennengelernt haben. Es ist klar, daß es bei Humboldt um eine einheitliche Auffassung von der Sprache geht. Es gelingt Humboldt aber nicht immer, diese einheitliche intuitive Auffassung reflexiv zu machen und geordnet darzustellen. Dies mißlingt auch deshalb, weil bei einer solchen Auffassung alles mit allem zusammenhängt.

Die Sprache ist für Humboldt die erste Form der **Formativität** bzw. **Kreativität** des Menschen. Der Mensch ist durch die Formativität charakterisiert, und zugleich ist die Formativität der charakteristische Zug und die Aufgabe des Menschen. Da die Sprache die erste und allgemeinste Form der Formativität ist, kann man an ihr am besten ihre charakteristischen Züge feststellen und ihren Sinn erschließen.

An erster Stelle formt der Mensch sich selbst, und zwar als Individuum, als Volk oder als Menschheit im ganzen. Die Formativität als Aufgabe ist die **Erziehung des Menschen zum Menschen**, d.h. die höchstmögliche Realisierung der menschlichen Möglichkeiten, des Schöpferischen im Menschen, der Freiheit sowohl im individuellen als auch im kollektiven Bereich.

Die **Sprache** kann als ein Gegebenes auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden:

- als **Tätigkeit**, die auch sich selbst schafft,
- als **historisches Produkt** (*ergon*), und
- als **jedesmaliges Produkt der Sprechfähigkeit**.

Ursprünglich ist die Sprache die **Kraft, Sprachliches zu schaffen**. Das Schaffen ist dabei zugleich Erzeugen und Verstehen, d.h. die *energeia* zeigt sich sowohl im Machen als auch im Verstehen, weil auch das Verstehen wiederum ein Machen ist. Ich kann nicht verstehen, was ich nicht machen kann. Damit ich das Neue verstehen kann, muß es von mir neu gemacht werden. Giovanni Gentile sagte einmal, daß man bei Dichtern, die viel Neues geschaffen haben, mehr versteht als bei denen, die nur wiederholen. Man versteht nämlich mehr in dem Sinne, daß man nicht nur das schon Verstandene versteht, sondern etwas Neues durch das Verstehen schafft.

Als *energeia*, d.h. als Kraft, Sprachliches zu schaffen, gehört die Sprache zur Natur des Menschen. Sie hat darum keinen Ursprung. Das Gemachte hat seinen Ursprung in dem Augenblick, in dem es gemacht wird, nicht aber das Machen. Das Gemachte wird immer wieder

gemacht, entsteht immer wieder. Als Tätigkeit, die etwas Neues schafft, ist die Sprache *energeia*. In der geschichtlichen Situation des Menschen bedeutet *energeia* auch Übernahme und Umgestaltung des schon Gemachten, d.h. ein Schaffen mit dem schon Gegebenen als Stoff, als Material.

Sprachliches zu schaffen bedeutet, **Inhalte des Bewußtseins** zeichenhaft für einen anderen zu manifestieren, d.h. sie in die Welt zu projizieren. In dieser Hinsicht ist die Sprache Form, und da sie Tätigkeit ist, ist sie Formativität. Sie gestaltet die Inhalte und manifestiert auch ihren materiellen Ausdruck. Sie stellt die Inhalte in die Welt zwischen das Ich und das Du.

Stoff ist alles, was geformt wird oder geformt werden kann. Geformt werden kann zunächst alles, was nicht Sprache ist, und dann die Sprache selbst, wenn man sie objektiv betrachtet. Die **Formativität** manifestiert sich auf verschiedenen Ebenen der Sprache selbst. Man kann darum sagen: Zuerst gibt es die Gestaltung des Außersprachlichen durch den Wortschatz, dann die Gestaltung der Wörter durch die Grammatik, die Gestaltung der Grammatik durch das System, die Gestaltung des Systems durch den entsprechenden Sprachtypus. Unter den formativen Tätigkeiten des Menschen ist die Sprache primär: sie ist die Tätigkeit, die jeder anderen vorausgeht. Andere Tätigkeiten verwenden das schon durch die Sprache Geformte. Sie gehen von der Sprache aus und sind dabei natürlich auch formativ.

Da die Sprache objektiv jeweils für einen anderen ist, ist sie **Vermittlung** zwischen dem Ich und dem Du. d.h. sie ist die Form der **Intersubjektivität**. Sie vermittelt darüber hinaus die Relation zwischen dem Ich und der Welt. Mehr noch: Die Objektivität der Welt ist nur in der Intersubjektivität gegeben, d.h. in der Tatsache, daß das Ich und das Du durch die Vermittlung der Sprache gemeinsame Bedeutungen und folglich auch gemeinsame Gegenstände für das Denken haben. In dieser Hinsicht ist die Sprache Erkenntnis.

Als die erste Formativität ist die Sprache auch **Grundlage des Denkens**. Sie ist der Ort, an dem das reflexive Denken entsteht. Das sprachliche Denken schafft die Gegenstände, an denen das reflexive Denken ansetzt. Sprachliches Schaffen bedeutet, sprachliche Gegenstände zu schaffen. Sie schafft die Welt der Gegenstände als Welt des Menschen und die Möglichkeit, mit diesen Gegenständen zu operieren, sie miteinander in Zusammenhang zu bringen.

Die Sprache ist, da sie mit den sprachlichen Gegenständen zugleich Relationen schafft, auch ein **organisches Schaffen**. Sprache schaffen heißt, jeweils eine bestimmte Sprache zu schaffen.

Als allgemeine menschliche Kraft spiegelt die Sprache die unendliche **Differenziertheit** der Menschheit wider, eine Differenziertheit, die von der Menschheit im allgemeinen bis zum konkreten Individuum, ja sogar bis zum Individuum in einer bestimmten Situation reicht.

Da das sprachliche Schaffen auch ein **systematisches Schaffen** ist, geht es hier auch um die verschiedenen Systeme des Schaffens: um die Einzelsprachen, die den Nationen als den

menschlichen Gruppen, die die gleiche Sprache sprechen, zugeordnet sind. Die Einzelsprachlichkeit der Sprache ist nichts Hinzugefügtes. Die Sprache ist ursprünglich schon Einzelsprache.

Die **Einzelsprache** als *eine* Sprache entspricht der Sprachidee in einer historischen Form, der Historizität schlechthin. Da die Sprache die Welt des Menschen ist, ist *eine* Sprache eine Perspektive des Menschen gegenüber der Welt, ein **Weltbild**.

Das sind die Grundprinzipien, die man bei Humboldt feststellen kann. Das schwierigste ist, daraus tatsächlich eine Humboldtsche Linguistik zu machen, d.h. das Sprachstudium zu einer Sprachwissenschaft zu machen aufgrund seiner Sprachphilosophie und Sprachtheorie.

Ende der Vorlesung

Literaturverzeichnis

- BOLLNOW, Otto Friedrich (1938): "Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie". Zeitschrift für deutsche Bildung 14 (1938), 102-112.
- BORSCHKE, Tilmann (1981): Sprachansichten. Der Begriff der menschlichen Rede in der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BROWN, Roger L. (1967): Wilhelm von Humboldts conception of linguistic relativity. Den Haag.
- BUMANN, W. (1967): "Sprachphilosophie". Fischer-Lexikon Bd. 11, Philosophie. Neuausgabe. Frankfurt.
- CASSIRER, Ernst (1954): Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1. 2. Aufl. Oxford.
- CHOMSKY, Noam (1964): Current issues in linguistic theory. Den Haag: Mouton.
- CHRISTMANN, Hans Helmut (1965): Beiträge zur Geschichte der These vom Weltbild der Sprache. Wiesbaden.
- CONTE, Maria Elisabeth (1973): "Wilhelm von Humboldt nella linguistica contemporanea. Bibliografia ragionata 1960-1972". Lingua e stile 8 (1973), 127-165.
- COSERIU, Eugenio (1970): "Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur". Folia Linguistica 4 (1970), 53-63.
- COSERIU, Eugenio (1972): "Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung". Höfle, J., ed.: Beiträge zur vergl. Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais, Tübingen: Niemeyer, 107-135.
- COSERIU, Eugenio (1982/1988): "Naturbild und Sprache". In: Zimmermann, J., ed. (1982): Das Naturbild des Menschen. München. Wieder in: Coseriu, E.: Schriften (1965-1987). Energieia und Ergon I, hrsg. von J. Albrecht. Tübingen: Narr, 269-287.
- COSERIU, Eugenio (1988): "Die Sprache zwischen 'physei' und 'thesei'". Natur in den Geisteswissenschaften I. Erstes Blaubeurer Symposium. Tübingen, 89-106.
- CROCE, Benedetto (1902/1930): Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck und allgemeine Sprachwissenschaft. Tübingen: Niemeyer.
- DI CESARE, Donatella (1988): "Die aristotelische Herkunft der Begriffe *érgon* und *enérgεια* in Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie". Thun, Harald (Hrsg): Emergeia und Ergon II, Tübingen: Narr, 29-46.
- GIEL, Klaus (1967): "Die Sprache im Denken Wilhelm von Humboldts". Zeitschrift für Pädagogik 13 (1967), 201-219.
- HEILMANN, Luigi (ed.) (1976): Wilhelm von Humboldt nella cultura contemporanea. Bologna: Il Mulino (Quaderni della rivista "Lingua e stile", 1).

- HEINTEL, Erich (1972): Einführung in die Sprachphilosophie. Darmstadt.
- HJELMSLEV, Louis (1963): Prolegomena of a Theory of Language. Übers. F. J. Whitfield. Madison: The University of Wisconsin Press (zuerst Kopenhagen 1943).
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1817): "Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweyten Bandes des "Mithridates" über die Cantabrische oder Baskische Sprache". Adelung, Johann Christoph: Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Fortgesetzt von J.S. Vater. Teil IV. Berlin, 275-360 (Neudruck 1970 Hildesheim: Olms)
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1841-1852): Gesammelte Werke, hrsg. von Alexander von Humboldt. 7 Bände. Berlin: Reimer.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1880): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Mit erläuternden Anmerkungen und Excursen [...] hrsg. und erläutert von A. F. Pott. 2 Bände in einem Band. 2. A. Berlin (Neudruck Hildesheim 1974: Olms)
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1884): Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal. Berlin.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1903ff.): Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abt.: Werke, hrsg. von A. Leitzmann. Berlin: Behr.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1949): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues [...], Hrsg. von Herbert Nette. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1963): Werke in fünf Bänden, Band III: Schriften zur Sprachphilosophie, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1973): Schriften zur Sprache, hrsg. von Michael Böhler. Stuttgart: Reclam-Bibl.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1981): Werke in fünf Bänden, Band V: Kleine Schriften u.a., Kommentare und Anmerkungen zu Band I-V, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1985): Ausgewählte Schriften über die Sprache. Hrsg. von J. Trabant. München: dtv.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1993): Mexicanische Grammatik. Hrsg. von Manfred Ringmacher. Paderborn: Schöningh
- JOST, Leonhard (1960): Sprache als Werk und wirkende Kraft. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der energetischen Sprachauffassung seit Wilhelm von Humboldt. Bern.
- LIEBRUCKS, Bruno (1965): Sprache und Bewußtsein. 2. Band: Sprache. Wilhelm von Humboldt. Frankfurt.
- MARCOVALDI (1934): Einleitung zu: Anthologie von Humboldt (= Studi di critica ed estetica). Florenz.
- MEILLET, Antoine (1938): Linguistique historique et linguistique générale. 2 Bde. Paris

- MENZE, Clemens (1963): "Sprache: Verstehen und Antworten als anthropologische Grundphänomene in der Sprachphilosophie Humboldts". In: Pädagogische Rundschau 17 (1963), 475-489.
- MILLER, Robert L. (1968): The linguistic relativity principle and Humboldtian ethnolinguistics. Den Haag: Mouton.
- NETTE, Herbert (1949): "Nachwort". In: Humboldt, Wilhelm von: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues [...], Hrsg. von H. Nette. Darmstadt: Claasen & Roether.
- PENN, Julia M. (1972): Linguistic Relativity versus Innate Ideas. The Origins of the Sapir-Whorf Hypothesis in German Thought. The Hague/Paris: Mouton.
- POTT, August Friedrich (1880): "Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft". In: Humboldt, Wilhelm von: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Hrsg. von A. F. Pott. 2. A. Berlin. Neudruck Hildesheim 1974: Olms, I-DLXI (1. A. 1876 Berlin: Calvary)
- SCHWEPPENHÄUSER, Hermann (1958): "Sprachphilosophie". In: Fischer-Lexikon Bd. 11: Philosophie. Frankfurt.
- SIMON, Josef (1971): Philosophie und linguistische Theorie. Berlin.
- STEINTHAL Heymann (1850): Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee. Berlin: Dümmler.
- STEINTHAL, Heymann (1867): Gedächtnisrede auf Wilhem von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage. Sonnabend, den 22. Juni 1867. Berlin.
- STEINTHAL, Heymann (1883): Über Wilhelm von Humboldt. - Bei Gelegenheit der Enthüllung der Humboldt-Denkmal. Montag, den 28. Mai 1883. Berlin.
- STEINTHAL, Heymann (1884): "Vorwort", "Allgemeine Einleitung" und "Kommentar" zu: Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt. Berlin: Dümmler
- STEINTHAL, Heymann (1888): Der Ursprung der Sprache Im Zusammenhang mit den letzten Fragen des Wissens: Eine Darstellung der Ansicht W. v. Humboldts, vergl. mit denen Herders und Hamanns. 4. A. Berlin: Dümmler (1. A. 1858).
- TRABANT, Jürgen (1986): Apeliotes oder der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprachbild. München.
- VIERTEL, J: Concepts of language underlying the 18th century controversy about the origin of language. MSL 19 (1966) (Georgetown-University).
- WHORF, Benjamin Lee (1956/1963): Language, Thought, and Reality. Selected writings, ed. by J.B. Carroll. Cambridge, Mass.: MIT Press u.a. [deutsch 1963: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt].